

Erwin Barth von Wehrenalp

Auf den Spuren des Secret Service



Erwin Barth von Wehrenalp

Auf den Spuren des Secret Service

Der Weg nach München

Gleichsam ein Vorwort.

Als am 9. November 1939 die Tageszeitungen mit der Schlagzeile „Anschlag auf das Leben des Führers“ erschienen, ging eine Welle höchster Erbitterung und Empörung durch das deutsche Volk. Man empfand diesen Attentatsversuch sofort als das, was er war: einer der schwersten Anschläge gegen die Sicherheit des Reiches. Man empfand deutlich, hier waren Kräfte am Werk, die vor nichts zurückschreckten, die Deutschland um jeden Preis vernichten wollten, so daß sie nicht zögerten, einen Mord an dem Mann zu planen, der Deutschland repräsentiert, der Deutschland wieder groß und mächtig gemacht hat. Diese Kräfte mußten skrupellos sein und keine moralischen Hemmungen kennen. Das Attentat war keine Affekthandlung eines Irren, es war eine von langer Hand vorbereitete Aktion, wie sie mit derartiger Gründlichkeit selbst von einem gewiegten Berufsverbrecher nicht allein ausgeführt werden kann. Und es bezweifelte niemand, daß derjenige, der sie durchführte, über die Hilfestellung einer mächtigen Organisation verfügen mußte.

Amtlich konnte am 10. November vom Reichsführer SS und Chef der Deutschen Polizei bekanntgegeben werden: „Die Spuren der Täter, die das Sprengstoffverbrechen in München begangen haben, führen ins Ausland.“ Es war außerordentlich naheliegend, die Spuren der Täter nicht in irgendein beliebiges Land zu verfolgen, sondern in erster Linie nach jenen Ländern, die das größte Interesse daran haben, Deutschland zu schwächen, kurz, nach jenen Ländern, die sich mit Deutschland im Kriegszustand befinden. Und hier wiederum tauchte die Frage auf: welches von diesen Ländern verfügt über eine Organisation, die mit Mord und Totschlag arbeitet und mächtig genug ist, Mittelsmänner in allen Teilen der Erde zu kaufen und zum Morde anzustiften? Die Antwort auf diese Frage schränkte den Kreis der in Betracht zu ziehenden Länder entscheidend ein. Praktisch blieb nur ein Land übrig: Großbritannien, das über den Secret Service verfügt, eine Organisation, deren Kampfmethoden die Welt seit rund 600 Jahren mehr oder weniger deutlich zuspüren bekommen hatte.

Der Attentäter wurde gefaßt — seine Auftraggeber ermittelt. Und das ganze deutsche Volk stellte sich die Fragen: Wo sitzen die geistigen Urheber dieses Mordanschlages? Wie liefen die Querverbindungen zu dem Auftraggeber Otto Strasser? Man stellte sich diese Fragen, weil über die Tätigkeit des Secret Service noch außerordentlich wenig bekannt war. Selten war man in der Lage, seinen Spuren zu folgen. Und wenn es geschah, dann verstanden es die Agenten des britischen Geheimdienstes immer wieder, jene, die es taten, zu beseitigen oder aber ihre Veröffentlichungen zu unterdrücken. (Ein Beispiel hierfür bietet das Buch des Franzosen Robert Boucard: „Ou dessous de l'espionnage anglais“, dessen erste Auflage 1929 in allen Pariser Buchhandlungen aufgekauft wurde, wobei man zusätzlich das Gerücht austreute, der Verfasser habe das Buch selbst aus Furcht vor Vergeltungsmaßnahmen zurückgezogen.) Kurz: auch in Deutschland mußten erst gründliche Forschungen angestellt werden, welche die verwischten Spuren des Secret Service bloßlegten.

Dies ist mit großer Gründlichkeit geschehen. Sie haben beachtliches Material an den Tag gefördert. Sie haben es ermöglicht, daß dieses Buch geschrieben wurde, welches nicht nur die britischen Kampfmethoden beleuchtet, sondern auch die Organisation des britischen Geheimdienstes schlaglichtartig erhellt und an einer Reihe von Fällen aufzeigt, daß immer jene Männer einem Mordanschlag zum Opfer fielen oder fallensollten, die, von ihrem Volke geliebt, von England aber gehaßt, auf keine andere Weise „beseitigt“ werden konnten.

Die Forschungen auf den Spuren des Secret Service haben so den Weg aufgedeckt, der von jenen beschritten wurde, die das Attentat im Bürgerbräukeller herbeisehnten. Herr Chamberlain hat dieser Sehnsucht mit den Worten: „Ich hoffe bis zu dem Tage zu leben, an dem Hitler vernichtet ist!“

beredten Ausdruck gegeben. Otto Strasser, der Organisator des Münchener Anschlages, wurde in London erwartet. Die von Chamberlain erhoffte „Vollzugsmeldung“ konnte er allerdings nicht überbringen. Seine Verbindung mit dem englischen Geheimdienst wurde jedoch auf diese Weise offenbar. Sie fordert von uns und gibt uns das Recht, die Taten des Secret Service in das Scheinwerferlicht der Weltöffentlichkeit zu stellen.

Wir wissen: die Forschungen auf den Spuren des Secret Service gehen weiter. Sie werden nicht ruhen, bis alles klar gelegt ist, was von England verborgen werden will.

Jenen Männern, die sich dieser Aufgabe widmen, draußen in Tuchfühlung mit dem Secret Service oder in den Archiven und Bibliotheken, sei dieses Buch gewidmet.

Berlin, im Dezember 1939.

Britische Kampfmethoden

Das britische Weltreich ist nicht durch soldatischen Einsatz groß geworden. Es gibt nicht wenige Geschichtsschreiber von internationalem Rang, die behaupten, daß die Schaffung des Empires einzig und allein mittels Piraterie, politischer Intrige und des Einsatzes aller wirtschaftlichen Mittel von der Bestechung bis zur Erpressung erfolgte. Und im Laufe der letzten 150 Jahre wurde mehr als einmal behauptet, daß Raub und Mord auf dem Weg Englands zur Weltmacht Pate gestanden haben. Für uns erheben sich heute brennender denn je die Fragen: Stimmt dies? Ist es überhaupt möglich, echte Macht durch Kampfmethoden zu erringen und zu behaupten, die allem Empfinden von Recht und Ehre ins Gesicht schlagen? Handelt es sich bei derartigen Urteilen nicht einfach um Verleumdungen von Gegnern, um unkontrollierbare Behauptungen feindlicher Propaganda? Vor allem wir Deutschen mit unserem starken Empfinden für soldatische Ehre und unserem Streben nach objektiver Wahrheit stellen diese Fragen. Wir verlangen Belege, wir verlangen noch mehr: eine Bestätigung dieser Äußerungen und Urteile durch England selbst.

Deshalb wurde dieses Buch geschrieben.

Wir wissen, daß sich England die Grundlagen seiner Macht im Zeitalter der Elisabeth schuf, als es die wirtschaftlichen Möglichkeiten erkannte, welche seine Stellung zwischen Europa und dem neuentdeckten Amerika bot. Man begann größeremilitärische Unternehmungen auf dem Festlande einzustellen, organisierte Streifzüge der Flotte zur Landnahme in fremden Erdteilen. Man verzichtete keineswegs auf Krieg. Doch die Kriegführung glich stets mehr einem Beutezug als einem ritterlichen Kampf. Der bedeutendste englische Militärsachverständige der Gegenwart, Liddell Hart, schreibt in seinem Buch „When Britain goes to war“ wörtlich über jene Zeit: „Unter Elisabeth schon begannen die Geschäftsleute, ihre Gelder in Unternehmungen anzulegen, die sich von Seeräuberei nur wenig unterschieden.“

Als Frankreich erstarkte und zur Zeit Friedrichs des Großen Englands Macht zu bedrohen schien, hat Großbritannien diese Bedrohung keineswegs durch seine eigenen Soldaten abgewehrt. Lakonisch schreibt Liddell Hart über die britischen Kampfmethoden gegen Frankreich: „Unmittelbarer Kräfteinsatz auf dem Festlande wurde weitgehend durch Auszahlung von Hilfgeldern an seine Verbündeten ersetzt.“ Und als Napoleon die Vorherrschaft Englands gefährdete, da waren es nach dem Urteile des Engländers Liddell Hart die gleichen Kampfmittel, die England benutzte, um das napoleonische Frankreich zu schwächen und zu vernichten. „Die Wesenszüge der englischen Kriegführung gegen Napoleon waren wie

früher Druck durch die Flotte und Gewährung von Hilfsgeldern an alle in Betracht kommenden Bundesgenossen ... Der Krieg ging zu Ende und Napoleon dankte ab, *ohne daß ein britisches Heer den Hauptkriegsschauplatz hätte betreten müssen*. Sicherlich trifft es zu, daß England nach Napoleons Rückkehr von Elba Truppen gegen ihn sandte; aber es darf nicht vergessen werden, daß ihre Stärke nur ein Zwanzigstel der von den Alliierten versammelten Streitkräfte betrug.“

Praktisch hat England in seiner ganzen Geschichte nur zwei-mal mit wirklich soldatischem Einsatz gekämpft: in den nord-amerikanischen Freiheitskriegen und im Weltkrieg. Beide Male hatte es ein Landheer einsetzen müssen. Die nordamerikanischen Freiheitskriege bedeuteten die erste große Niederlage Englands. Die Folgen des soldatischen Einsatzes Großbritanniens im Weltkrieg kennzeichnet Liddell Hart 1935 mit den Worten: „Heute noch leidet England schwer unter den Folgen des Sieges, der nicht allein seinen Körper, politisch und wirtschaftlich verstanden, sondern vor allem seine Seele zermürbt hat. Diese seelische Müdigkeit ist das verhängnisvollste Anzeichen innerer Erschöpfung, und ihre Folgen sind in der britischen Nachkriegsgeschichte klar genug zu erkennen. Das doppelte Blutopfer der Somme- und Flandernschlacht hat das britische Kraftbewußtsein schwer getroffen. Für ein Menschenalter, wenn nicht für immer, ist der Glaube zerbrochen, der das Weltreich schuf. Und selbst wenn seelische Gesundung eintreten sollte, so ist doch fast keine Aussicht, daß England auch die wirtschaftlichen und politischen Folgeerscheinungen je überwinden könnte.“ Diese Folgen des Weltkrieges sieht der militärische Sachverständige als so katastrophal und verhängnisvoll an, daß er die Wiederholung eines derartigen militärischen Einsatzes unter allen Umständen vermieden wissen will.

Die großen Staatsmänner Englands waren deshalb auch nicht Soldaten, sondern Politiker, die sich auf alle Schliche, Kniffe und Winkelzüge vor allem des Wirtschaftskampfes verstanden. Man hat sie nicht zu Unrecht mit „Direktoren eines großen Konzerns“ verglichen, die sich nicht nur eines finessenreichen Verwaltungsapparates bedienen, sondern auch über ein Netz sehr aktiver Agenten verfügen. Es ist kein Geheimnis, daß jeder Großkonzern über solche geheimen und selten sichtbaren Agenten verfügt. Sie halten das Räderwerk des Verwaltungsapparates in Gang und leisten jene vielfältige Vorarbeit, die später im Jahresbericht als müheloser eigener Gewinn oder Fehlschlag des Konkurrenten in Erscheinung tritt. Der „Secret Service“ ist die offizielle Bezeichnung, welche England für die Tätigkeit dieser Agenten geprägt hat. Unter dieser Bezeichnung finden wir in dem großen amerikanischen Nachschlagewerk „Webster's New International Dictionary“ den aufschlußreichen Satz: „Eine geheime britische politische Organisation, die über ihre Ausgaben keine Rechenschaft im Parlament ablegt.“ Wir können diesen Satz noch dahingehend ergänzen, daß nicht nur über die Ausgaben, sondern auch über die Tätigkeit des Secret Service keine öffentliche Rechenschaft abgelegt zu werden braucht.

Nun könnte man annehmen, die Bedeutung des Secret Service sei im Rahmen der allgemeinen britischen Kampfmaßnahmen gering. Betrachtet man doch in der ganzen Welt die geheime Tätigkeit von Agenten und Spionen als ein unvermeidliches Übel, nicht aber als eine besonders würdige Kampfform. Aber in Großbritannien ist dies anders. Der Dienst in der Flotte und der Dienst im Secret Service werden jedem Engländer als die ehrenhaftesten und vornehmsten Tätigkeiten eines Patrioten hingestellt. Dies mag Beweis dafür sein, welche ungeheure Bedeutung man dem Secret Service beimißt. Man stellt ihn mit dem Dienst in der Flotte auf eine Stufe.

Kein Geringerer als der sehr ehrenwerte Lord Winston Churchill hat in dem Vorwort zu dem Spionagebuch der Engländerin Marthe McKenna: „I was a spy“ (1933) den beachtlichen Satz geschrieben: „Ein Agent des Secret Service verdient Respekt und Ehre von jenen, denen er so hingebungs-voll dient.“

Vielleicht ist aber die Tätigkeit im Secret Service wirklich ehrenhaft, vornehm und heroisch? Vielleicht sagt man ihr nur nach, daß sie von der Bestechung angefangen über die Erpressung, die Verbreitung

falscher Nachrichten, die Volksaufwieglung bis zum nackten Mord sich sämtlicher unlauteren Kampfmittel bedient, die jemals in der Weltgeschichte angewandt worden sind ?

Der englische Lord Balfour hat das berühmt gewordene Wort gesprochen, daß es zum Wesen eines Geheimdienstes gehöre, daß er geheim sei. Es kann deshalb niemanden wundern, daß viele Taten des Secret Service nie ganz geklärt worden sind. „Wären sie zu klären, so wäre der Geheimdienst kein Geheimdienst mehr“, konnten wir erst kürzlich in einem Aufsatz über diese „Vierte Armee“ Englands lesen. Man wird sich in zahlreichen Fällen damit begnügen müssen, daß gerade dann Volksaufwieglungen, Sabotageakte und Attentate erfolgten, wenn sie besonders gut in die Intentionen der englischen Politik und der britischen Hochfinanz paßten. Es sind aber — und hier können wir den nach Wahrheit forschenden Leser beruhigen — trotz aller Geheimhaltung so viele konkrete und belegbare Taten von Agenten des Secret Service bekannt geworden, daß ihre Beweiskraft stark genug ist, um ein objektives Urteil und anschauliches Bild von den Kampfmethoden der englischen Geheimagenten zu erhalten.

Beginnen wir mit der Verbreitung falscher Nachrichten. Wir wollen hier absehen von der Erfindung von Berichten und dem Verschweigen von Niederlagen, wie sie die Propagandamaschinerie des Empires übt. Wir meinen die „streng vertrauliche“ Falschmeldung als Mittel des politischen Kampfes, die Falschmeldung, welche als Herkunftsbezeichnung „Information des britischen Geheimdienstes“ trägt. Hierher gehört das in den letzten Jahren bekannteste Beispiel der „Informierung“ der ehemaligen tschechischen Regierung von einer angeblichen Mobilmachung Deutschlands im Mai 1938.

Welche verheerenden und geradezu schmachvollen Folgen eine derartige eigenwillige Nachricht „politik“ des Geheimdienstes haben kann, hat kein Geringerer als der Engländer Sir Basil Thomson, der von 1919 bis 1921 „Director of Intelligence“ war, an dem Beispiel des Geheimdienstes der Alliierten in Griechenland während des Weltkrieges aufgezeigt. Er hat das Ergebnis seiner Untersuchungen in dem Buch „The allied Secret Service in Greece“, das 1931 erschien, niedergelegt. Es wurde veröffentlicht, weil es sich vorwiegend um Verfehlungen eines französischen Agenten handelt. Die Feststellungen, die Thomson trifft, bedeuten aber praktisch ein vernichtendes Urteil für die Tätigkeit des Secret Service der Alliierten ganz allgemein.

Er schildert in seinem Buch, wie durch falsche Informationen des Geheimagenten de Roquefeuil die ganzen inneren Verhältnisse in Griechenland durcheinandergebracht, Konstantin, der König von Griechenland, abgesetzt und Venizelos zum Diktator des Landes gemacht wurde. Er schreibt in der Einleitung zu seinem Buch wörtlich: „Wir können kein besseres Beispiel für das Risiko finden, welches eine Regierung eingeht, wenn sie einen unverantwortlichen Geheimagenten in einer neutralen Hauptstadt ohne Überwachung läßt. Durch sein Herumstümpfern in der Lokalpolitik, durch die konsequente Belieferung seiner Regierung mit falschen Informationen und seine Bereitwilligkeit, ‚geheimen Stunk‘ zuglauben, narrete er die Presse der Alliierten, begründete er die Konstantin-Legende, schuf er den Venizelismus, zwang er die Alliierten, die ‚Provisorische Regierung‘ anzuerkennen, entthronte er den König von Griechenland, und fast verursachte er auch noch einen Bruch der Alliierten im kritischsten Zeitpunkt ihrer Geschichte.“ Und am Schluß seines Werkes unterstreicht Thomson nochmals, daß es ohne die Tätigkeit des Geheimagenten de Roquefeuil „keine Expedition nach Kleinasien gegeben hätte, keine Militärrevolte, keine Königsenthronung“, und er zögert nicht, einzugestehen, daß dieser Mann des Secret Service der Alliierten „Griechenland ins Unglück stürzte“ (brought Greece to disaster).

Man kann gewiß nicht behaupten, daß dies besonders „heroisch“ wäre.

Bestechungen sind vor allem in den orientalischen Staaten sehr beliebt. Selbst T. H. Lawrence hat als Offizier des Secret Service, wie man in seinem Buch „Die sieben Säulen der Weisheit“ nachlesen kann,

mehrfach zu diesem Mittel ge-griffen. Sein größter Bestechungsversuch war das Angebot einer hohen Geldsumme an den türkischen Oberbefehlshaber für die Freilassung der in Kut el Amara eingeschlossenen Armee des englischen Generals Townsend. — Bevor Bulgarien auf Seiten Deutschlands in den Weltkrieg eintrat, verteilten britische Agenten Bestechungsgelder an Abgeordnete, Politiker und Antimilitaristen, um sie für eine Agitation zugunsten eines Krieges Bulgariens gegen die Türkei zu gewinnen. Die bulgarische halbamtliche „Narodni Prava“ hat in einer Ausgabe von Anfang November 1915 die Höhe der Bestechungsgelder mit insgesamt 24 Millionen Frank angegeben. Die Untersuchung hatte ergeben, daß die Bestochenen je nach ihrer Stellung 30000 bis 50000 Frank erhielten. *13 Abgeordnete mußten deshalb verhaftet werden. Die englische Zeitschrift „Candid Quarterly Review“ schrieb 1915 in ihrem Oktober-heft wörtlich, „daß es nicht gelungen ist, »Bulgarien zu kaufen“, war der schwerste Fehlschlag“. Weitere Beispiele solcher „Kampfhandlungen“ lassen sich in beliebiger Zahl hinzufügen.

Auch derartige Bestechungen dürften nicht als besonders „ehrenhaft“ anzusehen sein.

Daß sich der Secret Service außer der Lüge und der Bestechung auch der Sabotage bediente, ist ebenfalls mehrfach belegt. So konnte beispielsweise einem von der französischen Polizei verhafteten Engländer ein Brief abgenommen werden, der genaue Anweisungen enthielt, wie Sabotageakte in Frankreich durchgeführt werden müssen. Dieser Brief wurde am 31. Juli 1795 im Konvent verlesen. In ihm heißt es: „... Der Plan für die Brandstiftung an den Lebensmitteltransporten muß bis zum äußersten durchgeführt werden, und es muß in allen Städten am gleichen Tage das Lebensmittellager in Flammen aufgehen. Seid auf jeden Fall für euren Einsatz am 10. oder 16. August bereit. Die Phosphorzünder sind in ausreichendem Maße vorhanden. Man kann jedem Kameradengefahrlos 100 Stück davon geben... Wir werden jedem Aus-schuß schon vor der Zeit eine genügende Anzahl liefern ..

Im Weltkrieg erhielten die englischen Soldaten Anweisungen, wenn sie in Gefangenschaft gerieten, Sabotageakte durchzuführen. Die Agenten des Secret Service unterstützten sie hierbei und lieferten das nötige Material. Eine eigene Zentral-stelle zur Durchführung von Sabotagen unterhielt der Secret Service von 1914 bis 1918 in Holland. Man kann wohl auch diese, mehr innerhalb des Berufsverbrechertums üblichen Kampfmittel nicht gerade als heroisch und soldatisch be-zeichnen.

Wie steht es aber nun mit dem politischen Mord ? Gelingtes, ihn nachzuweisen, dann dürfte dieser Nachweis nicht nur die britischen Kampfmethoden besonders stark belasten, sondern auch das ganze Gebäude der britischen Moral wie ein Kartenhaus zusammenfallen lassen. Nicht umsonst ist der Secret Service so außerordentlich stark bemüht, jeden Verdacht, der ihn mit einem Mord in Zusammenhang bringt, zu zerstören. Man ist bestrebt, nach Möglichkeit niemals eigene Agenten einzusetzen, sondern über zwei, drei bis vier Mittlerstellen das Attentat vorbereiten zu lassen. Andere werden vorgeschoben, und sollten sie entdeckt werden, dann wissen sie oft selbst nicht, wer der eigentliche Anstifter zu ihrer Tat gewesen ist. Oft aber kommen sie auch bei dem Attentat selbst um. Kurz: das Risiko einer Entdeckung wird vom Secret Service stets so klein wie irgend möglich gehalten ...

Trotzdem ist es in dem einen oder anderen Fall gelungen, einen lückenlosen Beweis dafür zu erbringen, daß der britische Geheimdienst sich des Mordes als Kampfmittel bedient.

Jedes Schulkind weiß, daß in der Geschichte Großbritanniens der Mord durchaus keine Seltenheit war. Schließlich ist die Enthauptung Maria Stuarts und die Art, wie Heinrich VIII. sein Privatleben „gestaltete“, selbst in die englischen Schullesebücher eingegangen. Wir brauchen aber in der englischen Geschichte keineswegs so weit zurückgehen, um den Mord als Kampfmittel Großbritanniens zu entdecken. Da schreibt beispielsweise der Engländer Justin McCarthy über die Zeit der Königin Viktoria in seinem Werk „A History of our owntime“ wörtlich: „Fehler, die übler waren als Verbrechen, und eine Handlungsweise,

die zu decken für jeden Herrscher ein Verbrechen wäre, brachten es dahin, daß wenige Jahre nachdem Regierungsantritt der Königin Viktoria wir in Afghanistan Soldaten hatten, die sich tatsächlich fürchteten zu fechten, und englische Beamte, die sich nicht des Versuchs schämten, durch *erkauften Meuchelmord* unsere meistgefürchteten Feinde beiseite zu schaffen ...“

Auch kann man in jeder Biographie Napoleons nachlesen, daß mehrfach von englischer Seite der Versuch gemacht wurde, diesen bedeutenden Gegenspieler auf dem Kontinent durch Mord zu beseitigen. Nähere Einzelheiten über diese Mordpläne verdanken wir dem französischen Geschichtsschreiber Regnault, der in seinem 1841 veröffentlichten Werk „Die Geschichte der Verbrechen der englischen Regierung“ wörtlich über den am 24. Dezember 1800 unternommenen Attentatsversuch auf Napoleon in Paris schreibt: „Die Verschwörung war in England zustande gekommen. Aus London waren Georges Caudoulal (der Attentäter) und seine Helfershelfereingereist. Und nach London rettete sich dieser Mann, um dort für seine Tat belobt zu werden und den Dank der Minister Sr. Majestät entgegenzunehmen. Das Attentat in der Rue Saint-Nicaise wurde damit von unseren Nachbarn öffentlich gebilligt. Eine amtliche Zeitung sagte: ‚Es gibt sicher eine Verzeihung im Himmel für diejenigen, die die Welt von einem Ungeheuer befreien.‘ Da England außenpolitisch geschlagen war, konnte es nicht darauf verzichten, sich im Inneren Frankreichs einen Triumph zu verschaffen, einen Bürgerkrieg anzustiften und Mordanschläge zu planen ...“ Der französische Geschichtsschreiber deckt auch auf, wie der englische Botschafter in München, Drake, bestrebt war, Mordanschläge auf Napoleon im Jahre 1803 zu inszenieren. Es gelang der französischen Polizei, Originalbriefe dieses famosen „Diplomaten“ sicherzustellen, bei denen er in einem wörtlich schrieb: „Es ist gänzlich unwichtig, wer dieses Tier zu Boden wirft; es genügt, wenn ihr alle bereit seid, an der Jagd teilzunehmen.“

Wer denkt hierbei nicht sofort an Otto Strasser ?

Eine derartige Sprache führte auch, um nur noch ein Beispiel herauszugreifen, der englische Gesandte Lyons während seiner Amtszeit in Griechenland von 1835 bis 1849. „Er verkörperte die feindselige Gesinnung Englands gegen Griechenland und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ohne die ihm unbequemen Minister zu kränken, zu verhöhnen, zudemütigen und selbst den König Otto persönlich zu behelligen“, stellt Dehn in seinem Werk „England und die Balkanstaaten“ fest. Der englische Gesandte Lyons erschien beispielsweise vor dem griechischen Ministerrat, schlug mit der Reitpeitsche auf den Tisch und forderte: „Verbannt diesen, schmeißt jenen in den Kerker und den Grivas (einen Abgeordneten, den er nicht leiden konnte) bringt um!“

Schließlich ist nicht minder bekannt, daß der Jude Cohen-Blind gerade aus London gekommen war, als er am 7. Mai 1866 Unter den Linden in Berlin einen Attentatsversuch auf Bismarck machte, dem der Kanzler nur wie durch ein Wunder entging.

Man sage auch nicht: das war in vergangenen Zeiten, im 20. Jahrhundert ist eine derartige Kampfmethodik einfach nicht mehr möglich. Es ist nämlich einwandfrei belegt worden, daß beispielsweise Lord Kitchener einen Preis für die Ermordung hervorragender Persönlichkeiten in der Türkei noch Anfang dieses Jahrhunderts ausgesetzt hat. England zögerte beispielsweise in den letzten zwei Jahren auch keineswegs, eine Prämie auf den Kopf seines gefährlichen Gegners im Norden Indiens, den Fakir von Ipi, offiziell auszusetzen. Von einer derartigen „Anstiftung“ zum Mord selbst ist aber wahrlich nur mehr ein sehr kleiner Schritt zu tun.

Dieser kleine Schritt wurde mehr als einmal in der Zeit von 1914 bis heute getan. Oft gelang es ihm zu vertuschen. Folgen wir im nachstehenden den Spuren des Secret Service, dann werden wir finden, daß dieser „kleine Schritt“ bei einer Reihe von Fällen gerade in unserem Jahrhundert einwandfrei durch Zeugnis und Geständnis nachgewiesen werden kann. Und schließlich ist auch eine Reihe von Fällen im

nach-stehenden aufgeführt, bei denen es gelungen ist, deutliche Spuren und Anhaltspunkte für die Täterschaft des britischen Geheimdienstes zusammenzutragen, die einen unwiderlegbaren Indizienbeweis ermöglichen, einen Indizienbeweis, der nicht weniger schlagend ist als die anderen Beweise, die durch Zeugnis und Geständnis erhärtet sind.

Es wundert uns nicht, daß dieser kleine Schritt von Mord-befehl zu Mord sooft in der englischen Geschichte getan wurde, weil wir wissen, welcher Art von Agenten sich der Secret Service bedient. Und dies wissen wir nicht vom Hörensagen, sondern von einem Leiter des Secret Service selbst, von Sir Samuel Hoare, der einige Jahre, bevor er englischer Außenminister wurde, Leiter des Secret Service in Rußland war und über seine Tätigkeit in Rußland ein Buch unter dem Titel „Das vierte Siegel“ veröffentlicht hat. In ihm finden wir nach-stehende Betrachtung über einen Agenten, der von dem ehrenwerten Sir „benutzt“ worden war:

„Einer der berüchtigtsten Mörder der letzten Generation, dessen Todesurteil in lebenslängliche Zwangsarbeit umgewandelt worden war, hatte in seiner Freizeit Russisch gelernt. Jetzt bat er um seine Entlassung, um seine Kenntnisse in den Dienst Englands zu stellen. Auch ich hatte Russisch gelernt, aus demselben Grunde, einem einförmigen Leben zu ent-rinnen. Es war also nicht unpassend, daß man mich gebeten hatte, die Qualifikationen meines russischen Mitstudenten zu beurteilen. Aus dieser Gemeinschaft heraus tat ich für den fleißigen Mörder, was ich konnte. Er hatte einen recht beträchtlichen Teil der Sprache gelernt, aber nicht genug für den Nachrichtendienst. Obwohl es unmöglich war, ihn seiner russischen Kenntnisse wegen im Nachrichtendienst zu verwenden, war es mir möglich, seine Freilassung früher zu erwirken und ihm auf einem anderen Feld der Kriegsarbeit Verwendung zu verschaffen.“

Diesen Mann verwendete Hoare nicht im Nachrichtendienst, weil er nicht genügend Russisch konnte. Er verwendete ihn aber „anderweitig“ im Dienste Englands. Vielleicht zu Attentaten? Vielleicht zu Sabotageakten? Hierüber schweigt Sir Samuels Erinnerungsbuch. Dafür gibt es aber Aufklärung über einen anderen Agenten, wodurch uns der Beweis geliefert wird, daß der Russisch lernende Mörder nicht der einzige Mörder in englischen Staatsdiensten war.

„An einem anderen Tage bot mir ein dunkelhaariger Besucher geheime Nachrichten an über deutsche Propaganda unter der muslimischen Bevölkerung im asiatischen Rußland. Er hieß Mohammed Bek Hadji Lachet, war seiner Nationalität nach Kaukasier und als Offizier im Nachrichtendienst der Heiligen Synode beschäftigt. In der weit ausgreifenden Organisation war Hadji Lachet einer der Hauptagenten. Er lieferte wenigstens die Berichte, die er mir versprochen hatte, und dem Indien-Amt, an das ich sie weitergab, war vieles an den Informationen, die sie enthielten, sehr wichtig... Dann kam die Zeit, da ich Rußland verließ. Die Revolution zerbrach die Organisation, die ich gebildet hatte, und Hadji Lachet schwand mir aus dem Gedächtnis. Viele Monate später wurde ich durch Zeitungsberichte über furchtbare Morde, die in Schweden begangen waren, an meinen Besucher erinnert. Der Mörder, so schlau und brutal, wie es je ein Verbrecher gewesen ist, war dieser selbe Agent Hadji Lachet, der mir die Berichte für das Indien-Amt geliefert hatte.“

Es wundert uns wirklich nicht, daß „dieser kleine Schritt“, von dem wir oben sprachen, bei solchen „Mitarbeitern“ immer wieder gemacht wurde.

Was man entdeckt, wenn man den Spuren des Secret Service folgt, ist für die Vorstellung eines zivilisierten Europäers so erschreckend und grauenerregend, daß Worte fehlen, um diese britischen Kampfmethoden zu kennzeichnen. Abscheu und Ekel wird jeden erfassen, der das unterirdische Spiel der englischen Agenten verfolgt. Und jeder wird zugeben müssen, daß ein Staat, der sich solcher Kampfmethoden bedient, das Recht verwirkt hat, die Worte Ehre, Moral und Humanität im Munde zu

führen ...

Die Tragödie von Konstantinopel

Als Abbas Hilmi im Jahre 1892 den Thron Ägyptens bestieg, da war der junge Khedive gerade achtzehn Jahre alt. Er hatte in Wien eine vorzügliche Erziehung genossen. Vorallem war seine politische Schulung unabhängig von englischen, französischen oder auch türkischen Einflüssen erfolgt, das heißt unabhängig von dem Einfluß jener Länder, die Ägypten auszubeuten bestrebt waren. Mit tiefer Bewunderung blickte er auf seinen Großvater, den großen Khediven Ismail, der mit weitblickender Zielstrebigkeit nicht nur zahlreiche Neuerungen in Ägypten eingeführt, Fabriken angelegt, Kanäle, Schleusen, Brücken und Eisenbahnen gebaut, sondern es auch durch geschickte Verhandlungen und Geldzahlungen an die Türkei verstanden hatte, ein etwas selbständiges Regiment zu führen. Seinen Vater achtete Abbas Hilmi nicht so sehr. Er hatte zwar die Finanzen des Landes in Ordnung gebracht, doch bestand seine Politik praktisch in nichts anderem als einem ständigen Nachgeben gegenüber Frankreich und England, die durch eine „internationale Kommission“ das Land erst wirtschaftlich abhängig machten, bis schließlich England unter dem Vorwand, den Suezkanal zu schützen, Ägypten militärisch besetzte.

Das englische Militärregiment war für den jungen Khediven vom ersten Tage seiner Thronbesteigung an jene Macht, mit der er sich auseinandersetzen hatte. Das englische Militärregiment beschnitt seine Regierungsgewalt, konnte alle seine Aufbaupläne zunichte machen und bedeutete die entscheidende Fessel für das Unabhängigkeitsstreben Ägyptens.

Abbas Hilmi war viel zu klug, um England offen Widerstand zu leisten. Er wußte: dazu war die Zeit noch nicht reif. Er war jedoch ebenso fest entschlossen, nicht zum gefügigen Werkzeug ausländischer Interessen zu werden. Er forderte, wo er nur konnte, die nationalistische Bewegung im Inneren des Landes. Er wußte auch, daß England keineswegs allein an Ägypten interessiert war, daß vielmehr die Türkei und Frankreich nicht minder bestrebt waren, am Nil Einfluß zu gewinnen. Abbas Hilmi unterhielt deshalb gute Beziehungen zur Türkei und spielte in seiner ersten Regierungszeit die Interessen Frankreichs gegen diejenigen Englands geschickt aus.

Der englische Gesandte in Ägypten, Lord Cromer, erkannte die Gefahr. Er setzte in London durch, daß die Frage der Einflußnahme auf Ägypten von England gegenüber Frankreich zu einem Kardinalpunkt der britischen Außenpolitik gemacht wurde. Fast kam es deshalb 1898 zwischen den beiden Großmächten zu einem Krieg. An der Besitzergreifung Faschoda durch den französischen General Marchand entbrannte der offene Konflikt. Doch fühlte sich Frankreich nicht stark genug, eine militärische Auseinandersetzung mit Großbritannien zu wagen. Es verzichtete auf Faschoda und seinen Einfluß in Ägypten. 1904 kam es schließlich zu einer endgültigen englisch-französischen Abmachung, in der die englische Stellung unter der Bedingung bestätigt wurde, daß England an den bestehenden Zuständen in Ägypten nichts ändere.

Die größte Gefahr für das englische Militärregiment ward damit gebannt. England konnte zwar Ägypten nicht völlig entrechten. Es konnte den Khediven nicht absetzen. Seiner Vorherrschaft waren aber so weite Grenzen gesetzt, daß es nicht nur zufrieden sein, sondern das Land nach allen Regeln der britischen Finanzkunst auch wirtschaftlich ausbeuten konnte.

Abbas Hilmi trug der neuen Lage Rechnung. Er vertiefte seine freundschaftlichen Beziehungen zu der Türkei. Er nutzte seine unantastbare Stellung aus, um die ärgsten wirtschaftlichen Übergriffe Englands zu verhindern. Unbestechlich wachte er über das Wohl seines Volkes. Seine Beliebtheit wuchs in allen Schichten der Bevölkerung von Jahr zu Jahr. Die Ägypter verglichen ihn mit seinem großen

Vorgänger Ismail und würdigten seinen zähen, stillen Kampf.

Sowohl für Lord Cromer als auch für seinen Nachfolger in Ägypten, Sir Gorst, war die Anwesenheit Abbas Hilmi reichlich unangenehm. Beide konnten sich aber nicht entschließen, ihn gewaltsam zu entfernen. Sie fürchteten die Reaktion in Frankreich und der Türkei, vor allem aber im Inneren Ägyptens selbst. Es wäre zu schweren Unruhen gekommen, für die sie die Verantwortung nicht übernehmen wollten. Und da sie wußten, daß der Khedive keinen offenen Widerstand leisten konnte, nahmen sie den ständigen Klein-krieg auf. Es gelang ihnen auch, alle Freiheitsbestrebungen des Landes zu unterdrücken und niederzuhalten. Abbas Hilmi aber glückte es immer wieder, kleinere und größere Vorteile für sein Volk zu erringen.

Dies alles wußte Lord Kitchener, als er 1911 als englischer Oberkommissar nach Ägypten gesandt wurde. Kitchener war kein Diplomat wie seine Vorgänger. Er war Soldat und einer der eigenwilligsten dazu. Einen taktischen, diplomatischen Kleinkrieg zu führen lag nicht in seinem Sinn. Widerstand, der sich ihm entgegenstellte, war er gewohnt, mit allen Mitteln zu brechen. Er hatte bisher nur an der Spitze britischer Truppen gestanden und militärische Entscheidungen gefällt. In Afrika hatte er bereits einen Feldzug gegen die aufständischen Mahdisten geführt. Schon damals erregte die Brutalität seiner Maßnahmen die ägyptische Öffentlichkeit. Er besiegte nämlich nicht nur seinen Gegner in verschiedenen Schlachten. Er ließ das Grab des Mahdi öffnen und den Leichnam noch nachträglich enthaupten ...

Abbas Hilmi war aber keineswegs geneigt, sich vor diesem Mann zu fürchten. Über achtzehn Jahre hatte er darüber gewacht, daß die Maßnahmen der englischen Machthaber nicht zu einer völligen Versklavung Ägyptens führten. Dies mag uns heute gering erscheinen. Tatsächlich war es in der damaligen Zeit eine geradezu gigantische Leistung, die Zeugnis ablegt von der großen Energie und dem persönlichen Mut des Khediven. Und so muß es nur natürlich erscheinen, daß Abbas Hilmi auch nach der Ankunft Kitcheners die alte Linie seiner Politik weiterverfolgte.

Kitchener mochte dies, noch bevor er seinen Fuß auf den Boden Ägyptens setzte, ahnen. Er entschloß sich deshalb, den Khediven von vornherein zu brüskieren, ihm gleichsam vom ersten Tage seiner Anwesenheit an zu zeigen, daß er ihn keineswegs als politischen Faktor ansehe. Als „K“ — wie Kitchener in Ägypten genannt wurde — im Hafen von Alexandria ankam, befand sich der Khedive ebenfalls in der Hafenstadt. Der Lord aber würdigte Abbas Hilmi nicht einmal eines Höflichkeitsbesuches in der Residenz, dem Palast von Mantaza. Er bestellte für sich sofort einen Sonderzug, der ihn direkt nach Kairo brachte.

Damit begann eine Tragödie, deren Einzelheiten wert sind, in die Geschichte Englands einzugehen.

Um diese Tragödie aber ganz zu verstehen, um nicht zuzuglauben, wir wollten eine ihrer wichtigsten Komponenten, nämlich die Maßnahmen des Lords, in der geringsten Weise „färben“, sei das Urteil Arden Hulme Beaman über Kitchener aus seinem Buch: „The Dethronement of the Khedive“ wörtlich angeführt. Beaman war nicht nur jahrelang im britischen Konsulat von Kairo tätig. Er beherrschte nicht nur fast alle Dialekte der orientalischen Sprachen. Ihn verband mit den leitenden Männern in Ägypten persönliche Bekanntschaft und Freundschaft. Und er diente schließlich jahrelang dem Secret Service in Ägypten. Dieser Beaman schreibt nun über seinen Landsmann Kitchener wörtlich: „Er war zu halsstarrig und ich bezog, um jemals Erfolg als Diplomat zu haben, er kümmerte sich nicht im geringsten um die Interessen anderer, und er war unfähig, einen anderen Standpunkt einzunehmen als seinen eigenen, beziehungsweise die andere Seite zu sehen. Wenn irgend jemand eine andere Meinung hatte als er oder seinen impulsiven Augenblicksplänen widersprach, ob dies nun der Khedive, seine Minister, seine britischen Beamten oder irgendeine andere Persönlichkeit war, dann fegte sie Kitchener ungeduldig

beiseite, so als ob es Moskitos wären.“ Beaman mußte es ja wissen ...

Abbas Hilmi dürfte sich als „wegzufegender Moskito“ nicht gerade wohl gefühlt haben. Immer wieder aber fand er die Kraft, sich für das Wohl seines Landes einzusetzen. Ein Beispiel: Als Kitchener eine ägyptische Bahnlinie einem englischen Finanzkonsortium für einen Pappenstiel in die Hand spielen wollte, da versuchte Abbas Hilmi durch Erhalten eines günstigeren italienischen Angebotes zumindest den Kaufpreis auf ein normales Maß zu bringen. Er war nicht einmal bestrebt, den Verkauf an das englische Konsortium zu verhindern. Er war einzig und allein bestrebt, die Verschleuderung ägyptischer Werte abzustoppen. „K“ nannte dies eine „finstere Intrige“ und begann immer stärker, den Khediven zu hassen. Als Abbas Hilmi gar den Mut aufbrachte, nach einer mündlichen Auseinandersetzung mit dem Lord seine Abreise aus Kairo anzudrohen und damit einen offenen Bruch zwischen den beiden Mächten herbeizuführen, da gab „K“ zwar für den Augenblick nach, doch sein Zorn auf den Khediven kannte von diesem Augenblick an keine Grenzen mehr ...

Was tat nun Kitchener ?

Wir folgen hier wohl am besten wieder der wörtlichen Darstellung Beamans, der als Mann des Secret Service über die besten Informationen verfügte. Beaman schreibt: „Er (Kitchener) folgte seinem stolzen Weg, unbekümmert um die Meinung anderer, und da er keinen anderen ihm ebenbürtigen Gegner besaß, hatte ‚K‘ sicherlich beschlossen, den Khediven zu entthronen oder ihn *auf andere Weise loszuwerden* (or otherwise get ride of him).“

Man schrieb das Jahr 1914* Die Spannung in Europa wuchs. Die englische Einkreisungspolitik hatte ihren Höhepunkt erreicht. Die englischen Vorbereitungen für den entscheidenden Schlag gegen Deutschland waren beendet. Der Krieg konnte jeden Augenblick ausbrechen. Es bedurfte nur noch des zündenden Funkens. Die Hochspannung, in der sich die englische Diplomatie befand, übertrug sich zwangsläufig auch auf den englischen Nachrichtendienst, insbesondere auf den Secret Service. Alle Personen, deren man sich nicht ganz sicher fühlte, wurden mit erhöhter Aufmerksamkeit beobachtet.

Es muß in dieser Zeit für die englischen Machthaber in Ägypten ein reichlich beunruhigendes Gefühl gewesen sein, den Khediven auf seiner jährlichen Europareise zu wissen. Auf diesen Reisen pflegte er Paris zu besuchen, in Mitteleuropa zur Kur Bäder zu nehmen und vor seiner Rückkehr nach Ägypten einige Zeit in der Türkei zu bleiben, wo seine königliche Mutter, die Prinzessin Emineh, lebte. Der Khedive ist auch 1914 von seiner Gewohnheit nicht abgewichen. Am 23. Juli traf er in Konstantinopel ein. Er befand sich also zu einem der kritischsten Zeitpunkte der englischen Geschichte in einem Lande, welches nicht in der britischen Einkreisungsfront stand. ‘Nach all dem Vorhergesagten dürfte allein diese Tatsache bei Kitchener alarmierend gewirkt haben. Wir wissen nicht, was „K“ an jenem Tage dachte. Wir wissen auch nicht, welche Anweisungen in jenen Tagen der Secret Service erhielt. Wir wissen aber genau, was in Konstantinopel geschah...

Am 26. Juli, also drei Tage nach seiner Ankunft, wollte der Khedive den türkischen Großwesir besuchen. Obwohl Abbas Hilmi es nicht verlangt hatte, stellte man ihm einen besonderen Wagen und eine berittene Eskorte zu seiner Sicherheit zur Verfügung. In dem Augenblick, in dem der Wagen vor der Residenz des Großwesirs hielt und der Khedive aussteigen wollte, sprang ein Mann vor und feuerte vier Schüsse auf Abbas Hilmi, den großen Gegenspieler Kitcheners, ab.

Der erste Schuß traf ihn an der Wange, die anderen drei drangen in seine Schulter und den Arm ein, den Abbas Hilmi instinktiv hochgehoben hatte.

Wer mochte den Attentäter gedungen haben ? Man konnte ihm diese Frage nicht vorlegen, da ihn ein Offizier der Sicherungseskorte mit einigen wohlgezielten Schüssen niederstreckte. So blieb die Frage unbeantwortet. Völlig klar aber war für jedermann, daß einzig und allein England einen Nutzen aus der

Beseitigung Abbas Hilmis gezogen hätte. Und nicht minder interessant ist, daß außer dem Secret Service nur ganz wenige hohe türkische Persönlichkeiten von der Anwesenheit des Khediven in Konstantinopel wußten. Seine Ankunft war nämlich nicht offiziell bekanntgegeben worden.

Der Secret Service aber hatte das größte Interesse, den Besuch Abbas Hilmis bei dem türkischen Großwesir zu verhindern. Man fürchtete in London, daß der ägyptische Herrscher sich die Unterstützung der englandfeindlichen Türkei sichern könne.

Der Khedive war sehr schwer verletzt. Fast zwei Wochenlang schwebte er zwischen Leben und Tod.

Die Nachricht von dem Attentat wurde von der ägyptischen Bevölkerung mit größter Erbitterung aufgenommen. Wie groß die Anteilnahme an dem Geschick des Khediven war, beweist die Tatsache, daß, so rasch es überhaupt ging, von privater Seite ein großer Dampfer in Alexandria gechartert wurde, um Besucher des Schwerverletzten nach Konstantinopel zu bringen. Zahlreiche Ägypter schifften sich ein, obwohl sie Abbas Hilmi infolge seines ernsten Zustandes nicht empfangen konnte.

Den ganzen August über durfte der Khedive sein Zimmer nicht verlassen. Als die Rekonvaleszenz Fortschritte machte, begann Abbas Hilmi sofort, seine Rückkehr nach Ägypten vorzubereiten. Er wollte in dieser ernsten Zeit seinem Land nicht einen Tag länger als unbedingt nötig fernbleiben. Er fühlte, daß ihn sein Volk dringender denn je brauchte. Die Tatsache, daß ihm der englische Geschäftsträger in der Türkei Beaumont versichern ließ, in Ägypten wäre alles ruhig, und es bestünde keine Notwendigkeit, die Heimreise zu überstürzen, dürfte ihn eher in seinem Vorsatz bestärkt als beruhigt haben...

Abbas Hilmi aber hatte seine Rechnung ohne England gemacht. Die Schüsse des Attentäters hatten ihn nicht „beseitigt“. In London aber war man dazu entschlossen. Was in Ägypten vielleicht auf ungeahnte Schwierigkeiten gestoßen wäre, das konnte fern von seinem Volk durchgeführt werden ...

Am 27. September ließ Sir Lewis Mailet, der englische Gesandte in der Türkei, der eben aus London zurückgekehrt war, den Khediven wissen, daß er ihn zu sprechen wünsche. Abbas Hilmi empfing darauf den englischen Gesandten. Was sich nun ereignete, ist aktenmäßig festgehalten und kann von keiner Macht der Erde geleugnet werden.

Sir Mailet verlor keine Zeit mit höflichen Fragen. Er klopfte auch nicht lange auf den Busch. Er erklärte kurz und geradeheraus, daß die englische Regierung nicht wünsche, daß Abbas Hilmi am Bosphorus bleibe, daß sie vielmehr eine für ihn passende Villa in Neapel (wohin bereits einer seiner Vorgänger ins Exil geschickt wurde) mieten wird. Man erwarte, daß er sich, so rasch es sein Gesundheitszustand erlaube, dorthin begeben.

Abbas Hilmi erklärte, er benötige niemanden, um für ihn Residenzen zu mieten, da er es vorzöge, dies selbst zu tun, und was Neapel betreffe, so hätte er weder den Wunsch noch den Willen, dort zu residieren. In der Tat hoffe er, in wenigen Wochen nach Ägypten zurückzukehren, wo die Menschen sein Kommen dringend verlangen.

Man muß sich hierbei vergegenwärtigen, daß Abbas Hilmi zu jenem Zeitpunkt der rechtmäßige Inhaber des ägyptischen Thrones war und als Khedive einundzwanzig Jahre lang, von seinem Volk geliebt, an der Spitze Ägyptens gestanden hatte.

Dies kümmerte aber Sir Mailet wenig. Er erklärte wörtlich kurz: „Sie werden nie mehr nach Ägypten zurückkehren!“

Es herrschte Krieg. Sollte sich der Khedive auf die Seite der Gegner Englands schlagen? Er konnte nicht wissen, welche Folgen ein derartiger Schritt für sein Land haben würde. Sollte er an die Weltöffentlichkeit appellieren? Die Weltöffentlichkeit beschäftigte noch weit schwerere Probleme als dieser klare Bruch jeden Rechts, den England in Ägypten tat. Fern der Heimat, besaß er nicht einmal die Möglichkeit, sich an sein Volk zu wenden. Und selbst wenn er es durch Kuriere getan hätte, besaß England

nicht die uneingeschränkte militärische Gewalt über das Land ?

Abbas Hilmi konnte sich nicht wehren. Er mußte dem englischen Verlangen nachgeben. Nachdem das Attentat fehlgeschlagen war, nutzte die englische „Diplomatie“ die Hilflosigkeit Abbas Hilmis, welche durch seinen Gesundheitszustand und seine Abwesenheit von Ägypten bedingt war, ausund „beseitigte“ ihn so auf „legale“ Art und Weise.

Es war eine der großen Herrschertragödien, die auf Englands Schuldkonto stehen. Was sich in Konstantinopel ereignete, hatte aber nicht nur Auswirkungen für die Person Abbas Hilmi. Es wurde zu einer Tragödie des ägyptischen Volkes. Am 18. Dezember setzte nämlich die englische Regierung den Khediven offiziell ab und erklärte Ägypten zum britischen Protektorat. Damit fiel das letzte Hoheitsrecht, welches das Land noch besaß. Ägypten wurde voll und ganz der britischen Willkürherrschaft ausgeliefert...

Es bleibt nur noch festzuhalten, mit welcher scheinheiliger Begründung England die Entthronung des Khediven begründete. Es erklärte: Abbas Hilmi hat sich selbst um seinen Thron gebracht, da er aus seinem Lande desertierte.

Der Khedive ging ins Exil in die Schweiz. Seine Anhänger, ja fast alle, die mit ihm zusammengearbeitet hatten, wurden ihrer Posten enthoben. Wer sich den englischen Machthabern blindlings unterwarf, erhielt die freigewordenen Stellungen ...

Rumänien muß in den Krieg

Mit wachsender Unruhe verfolgte König Karl I. von Rumänien die Entwicklung der internationalen Politik in den Julitagen des Jahres 1914. Fast fünfzig Jahre lang hatte er sein Leben in den Dienst des Landes gestellt, das ihn, den deutschen Prinzen von Hohenzollern-Sigmaringen, zu seinem Fürsten und später zu seinem König erwählt hatte. Es war ihm gelungen, Rumänien, welches zu dem Zeitpunkt seiner Berufung zum Fürsten des Landes noch Tributzahlungen an die Türkei leistete, von dieser drückenden Fessel zu befreien. Seiner Klugheit und seinem diplomatischen Geschick war es zu verdanken, daß auf dem Berliner Kongreß die volle Unabhängigkeit Rumäniens von allen europäischen Großmächten anerkannt wurde. Er hatte durch sein Eingreifen den 1912 entbrannten Balkankrieg zwischen der Türkei und Bulgarien zugunsten der Türkei gewendet und einen raschen Frieden erzwungen. Dieser Frieden wurde 1913 in Bukarest geschlossen, was für das Prestige symbolisch war, das Rumänien und sein König damals in der Welt genossen. In der Tat stand Karl I. kurz vor Ausbruch des Weltkrieges auf dem Höhepunkt seiner Macht.

Eine tiefe persönliche Freundschaft verband den König mit Deutschland und der Doppelmonarchie. Ihre staatsrechtliche Verankerung fand diese Freundschaft in einem geheimen Bündnisvertrag, der bereits 1883 von Bismarck mit dem rumänischen Ministerpräsidenten Jon Bratianu abgeschlossen worden war. Es bedeutete deshalb mehr als eine außenpolitische Höflichkeitsgeste, wenn in der Sitzung des Reichstages vom 14. Mai 1914 der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, von Jagow, bei der Schilderung der Lage auf dem Balkan erklärte: „Ein wesentliches Verdienst an dem bisher Erreichten kommt der besonnenen, maßvollen und vermittelnden Haltung Rumäniens zu. Die hohe Weisheit seines Herrschers und seiner Regierung bürgt uns dafür, daß Rumänien auch fernerhin an dieser durch den Erfolg bewährten Politik festhalten wird.“

König Karl I. war entschlossen, an seiner traditionellen Freundschaftspolitik zu Deutschland festzuhalten. Er sollte es sehr bald in aufregenden und dramatischen Tagen, die dem österreichischen Ultimatum an Serbien folgten, auch beweisen können.

Die ganze Tragweite der unmittelbaren Kriegsgefahr trat erstmalig am 26. Juli 1914 an den König

heran. Der Gesandte der K. u. K. Monarchie teilte im Auftrag seiner Regierung an diesem Tage Karl I. mit, daß man in Wien auf die „loyale Kooperation Rumäniens als Bundesgenossen rechnet, wenn Rußland aggressiv werden sollte“. Dies war die offizielle Erinnerung an den Bündnisvertrag. Sie bedeutete für den greisen König, daß er vor die Frage gestellt wurde, sein Volk an der Seite seiner alten Bundesgenossen in den Krieg zu führen. Er hätte es gerne getan. Er wußte aber zu genau, daß in seinem Volk eine immer stärker gewordene Stimmung gegen das Haus Habsburg aufgekommen war. Zahlreiche fremde Agenten hatten diese Stimmung genährt. Auch konnte es kein Geheimnis bleiben, daß mit mehr oder weniger korrekten Mitteln verschiedene rumänische Politiker dafür gewonnen worden waren, sich gegen die Mittelmächte und für die Alliierten einzusetzen.

Zwei Tage rang Karl I. um eine Entscheidung, die sowohl den Interessen seines Volkes als auch den Verpflichtungen gegenüber seinen Bundesgenossen gerecht wurde. Er teilte sie am 28. Juli dem österreichischen Gesandten, Graf Czernin, mit, der wörtlich folgendes nach Wien meldete:

„I. In einem Krieg zwischen der Monarchie und Serbien garantiert Seine Majestät strikte Neutralität Rumäniens.

II. Die Zusage Eurer Exzellenz: „Wir selbst würdengedenk unseres Bündnisvertrages im weiteren Verlauf der Ereignisse keine die Interessen Rumäniens tangierenden Beschlüsse fassen, ohne vorher mit dem Bundesgenossen in Konsultation getreten zu sein“, nahm Seine Majestät mit Befriedigung zur Kenntnis.

III. Im Falle, daß Rußland gegen uns auftreten würde, sagte mir der König, daß wir leider auf die militärische Unterstützung Rumäniens schwerlich rechnen können.

Der König, der bei dieser Erklärung so erregt war, wie ich ihn noch nie gesehen, versicherte, wenn er seinem Herzen folgen könnte, würde seine Armee unbedingt an der Seite des Dreibundes fechten. Er könne aber nicht; seit einem Jahre habe sich so vieles geändert, daß er außerstande sei, den Vertrag zu halten. Er ersuchte mich jedoch, Eurer Exzellenz zu melden, daß er auch in dem russischen Konflikte strikte Neutralität bewahren werde und *keine Macht der Welt ihn jemals bewegen könne, die Waffe gegen die Monarchie zu erheben*.

Die Entscheidung bedeutete, daß die Mittelmächte zwar keinen Machtzuwachs erhielten, daß sie aber seitens Rumäniens auch keiner Bedrohung ausgesetzt sein würden. Man begriff sowohl in Wien als auch in Berlin die Haltung des Königs. Man trug seiner Lage Rechnung. Man machte ihm nicht die geringsten Vorwürfe. Anders in London und Paris. Hier erwartete man, daß Rumänien sich auf die Seite der Alliierten schlagen würde, um die Einkreisung der Mittelmächte auch im Südosten vollständig zu machen. Sowohl in England als auch in Frankreich wußte man, daß der König das größte Hindernis für den Anschluß Rumäniens an die Alliierten war.

Der Gedanke, dies Hindernis auf irgendeine Weise zu beseitigen, muß auch für den englischen Secret Service nahe liegend gewesen sein ... Dieser Gedanke dürfte sich verstärken haben, als in London der Ablauf des Kronrates bekannt wurde, den der König am 3. August in Schloß Pelesch abgehalten hatte.

Die Mitglieder des Kabinetts, die Parteichefs, die ehemaligen führenden Staatsmänner und der Thronfolger Prinz Ferdinand waren unter dem Vorsitz des Königs an jenem 3. August um fünf Uhr nachmittags zusammengekommen, um die Lage zu beraten, welche durch die inzwischen erfolgten Kriegserklärungen der europäischen Großmächte eingetreten war. Karl I. wollte nicht allein eine Entscheidung treffen. Doch die Rede, mit der er die Beratungen eröffnete, ließ keinen Zweifel über seine persönliche Stellungnahme. Er erklärte in ihr wörtlich: „Seit dreißig Jahren ist die Politik Rumäniens zum

Dreibund gerichtet, seitdem verbindet uns mit ihm eine formelle Verpflichtung, unterzeichnet durch unsere bedeutendsten Staatsmänner und angenommen von allen Parteien. Es ist eine Ehrensache für das ganze Land, das gegebene Wort zu achten.“

Die Stellungnahme der einzelnen Politiker war verschieden. Einige forderten die sofortige Mobilmachung und ein militärisches Zusammengehen mit Deutschland. Andere schlugen vor, die strikte Neutralität zu erklären. Es erhoben sich sogar Stimmen, welche ein militärisches Vorgehen gegen Deutschland befürworteten. Als sich die Debatte immer mehr zu spitzte und schließlich darauf hingewiesen wurde, daß eine Kriegserklärung an Deutschland unmöglich sei, da ihr das Wort des Königs entgegenstände, da rief plötzlich der Chef der konservativen Demokraten aus: „Schließlich können wir auch den Krieg an der Seite Frankreichs ohne den König mitmachen!“

Ein Augenzeuge berichtete, was weiter geschah: „Der König erhob sich: „Also soweit ist es schon gekommen! Ich danke Ihnen! Aber ehe ich das Schwert ziehe gegen meine ehemaligen Verbündeten, lieber ziehe ich vor, meine Koffer zu packen und dahin zu gehen, woher ich gekommen bin. Adieu, meine Herren!“ und er verließ den Saal. — Die Anwesenden blieben bestürzt zurück.“

Die energische Haltung Karls I. verfehlte nicht ihre Wirkung. Der Ministerrat beschloß, die Neutralität zu wahren und die öffentliche Meinung langsam auf ein Zusammengehen mit den Mittelmächten vorzubereiten.

Die Gefahr eines Anschlusses Rumäniens an Deutschland gegen die Alliierten wurde in London offenbar. Man veranlaßte, daß ein Heer von Agenten nach Bukarest gesandt wurde, um die Stimmung gegen die Habsburger-Monarchie zu schüren. Man erreichte, daß die Menschen auf der Straße ausriefen: „Wir wollen nach Siebenbürgen!“ Man sparte weder mit Versprechungen noch mit Drohungen. Den Erfolg dieser Agitation sieht der österreichische Gesandte in Bukarest nur zu deutlich. Er meldet am 13. September nach Wien: „Bratianu (derrumänische Ministerpräsident) wird immer kleinlauter und ängstlicher — der König ist die einzige noch funktionierende Bremse bei dieser Fahrt auf der schiefen Bahn.“

Immer wieder und wieder ist er es: — der König.

Die Berichte des englischen Gesandten in Rumänien dürften nicht minder deutlich auf diesen Tatbestand hingewiesen haben. Sie dürften aber ebensowenig verschwiegen haben, daß der König ein alter und kranker Mann sei und daß sein Tod alle Schwierigkeiten beseitigen würde ...

Der König war in der Tat schwer krank. Manche Tag mußte er das Bett hüten. Ein neuerlich einberufener Kronrat wurde verschoben, weil der König nicht in der Lage war, an ihm teilzunehmen, weil man mit dem Ableben des Königs rechnete und dem Monarchen die Aufregung ersparen wollte, die eine Kriegserklärung gegen Deutschland für ihn bedeutete hätte...

Karl I. war schwer krank. Seine geistige Energie aber war ungebrochen. Sein klarer politischer Blick hatte nicht im geringsten gelitten. Und was uns das Bedeutsamste scheint: sein Erinnerungsvermögen an all die Schmach, die Rumänien während seiner Regierungszeit von England angetan worden war, hatte er sich voll und ganz erhalten. Er hatte nicht vergessen, daß es England im März 1867 gewesen ist, das durch eine Falschmeldung des „Morning Herald“ von dem Abschluß eines Bündnisses zwischen Rußland und Preußen, dem Rumänien beigetreten sei, Frankreich gegen Rumänien aufhetzen wollte. Er hatte nicht den Satz vergessen, den er nach dreijähriger sorgenvoller Regierungszeit am 20. Juli 1869 an seinen Vater schrieb: „England ist im allgemeinen teilnahmslos gegen Rumänien ... Die Politik, welche es im Orient verfolgt, ist keineswegs wohlwollend für die christlichen Völker.“ Er hatte auch nicht vergessen, daß der englische Botschafter in der Türkei, Elliot, Anfang 1870 die Meldung von einer „bevorstehenden Vertreibung der Hohenzollern aus Rumänien“ verbreitete und seiner Regierung nahegelegt hatte,

schleunigst „Kommissäre“ nach Bukarest zu entsenden.

Nun erlebte es der König an der Aufwiegelung der Volksstimmung gegen Deutschland, was es heißt, wenn England „Kommissäre“ in ein Land entsendet.

Karl I. wußte genau, daß Großbritannien überhaupt kein Interesse an dem Wohlergehen Rumäniens hatte, daß es Rumänien einzig und allein als Mittel zum Zweck seiner eigenen Machtpolitik zu benutzen gedachte. Hatte nicht England in einer am 30. Mai 1878 — also vor dem Berliner Kongreß — getroffenen Vereinbarung mit Rußland in die Angliederung Bessarabiens an das Zarenreich eingewilligt? Und verdankt nicht Rumänien die Anerkennung seiner Selbständigkeit auf dem Kongreß einzig und allein Deutschland und vor allem Bismarck?

Selbst in den Jahren vor dem Weltkrieg trat England stets als Widersacher Rumäniens auf. Großbritannien war das Land, welches den größten Erfolg des jungen Königreiches, den Frieden von Bukarest, der 1913 geschlossen wurde, nicht anerkannte. Erst als Rumänien zu einem wichtigen Stein der Einkreisungspolitik wurde, begann man plötzlich in London Sympathien für Rumänien zu entdecken. Dies alles wußte Karl I. genau. Er hatte sich ständig mit dem Problem „England“ herumzuschlagen gehabt. Noch einmal nahm er den Kampf auf, um sich mit England auseinanderzusetzen.

Über die Beweggründe des Königs, die in jenen Tagen sein Handeln diktierten, haben wir das Zeugnis des Professors Otto Freiherr von Dünker, der als jahrelanger Vertrauter des Herrschers ihn auch in dieser ersten Zeit nicht verließ. „Wasser tat und wollte“, schrieb später Dünker, „war ja nur für die Sicherheit und die künftige Größe Rumäniens — nicht für die fremden Staaten und Monarchen, mochten seine persönlichen Sympathien auch noch so stark auf deutscher Seite sein. Seine Politik war so sachlich, war so vollkommen Realpolitik wie je sein national-rumänisches Gewissen diktierte ihm seine Stellungnahme.“

Die edlen Beweggründe seines Handelns und die Stärke seiner Persönlichkeit gaben ihm jene Autorität, die es selbst den zahlreichen bestochenen Politikern unmöglich machte, Rumänien in einen Krieg gegen Deutschland zu führen, so lange Karl I. lebte. Dies muß man auch in London klar erkannt haben. Sein Ableben dürfte mit Ungeduld erwartet worden sein ...

Um den 5. Oktober trat aber plötzlich eine entscheidende Besserung im Befinden des Königs ein. Die Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer in der rumänischen Hauptstadt. Sie erregte Freude und Jubel. Zu welcher Entscheidung sie in der Zentrale des Londoner Secret Service führte, ist genau so wie bei der „Tragödie von Konstantinopel“ nie bekannt geworden. Bekannt geworden ist nur, was sich in den nächsten Tagen ereignete.

Am 8. Oktober arbeitete der König wieder intensiv mit dem Minister des Inneren. Am Morgen des 9. Oktober machte er sogar einen Spaziergang in der Umgebung des Schlosses. Tagsüber arbeitete er intensiv mit dem Ministerpräsidenten* und war sichtlich gut gestimmt. Er blieb bis zehn Uhr abends auf. Als sein Leibarzt vorsprach, brauchte er ihn nicht mehr aufzusuchen, da ihm die Königin erklärte, daß sich das Befinden des Königs weiter gebessert habe.

Gegen sechs Uhr morgens starb Karl I. völlig unvermutet.

Die Wirkung, welche die Nachricht vom Tode Karls I. in Rumänien auslöste, schildert der Biograph des Königs mit folgenden Worten:

„In Bukarest hatte die Todesnachricht die größte Be-stürzung hervorgerufen, da gerade in den letzten Tagen bessere Mitteilungen über das Befinden des Königs verbreitet worden waren. Der sonst so rege Pulsschlag der lärmgefüllten Stadt schien plötzlich langsamer zu gehen, die schrillen Ankündigungen der Ausrufer, das Geklingel der Straßenbahnen, die lauten Unterhaltungen verstummten, man sah Gruppentiefbetrübler Menschen zusammenstehen, auf aller Mienendrückte sich Trauer und Bewegung aus, man fühlte, daß man in einer der schwierigsten Lagen den stets getreuen, den stürmerproben

Steuermann verloren! — Bald flatterten düster die ersten schwarzen Fahnen von Dächern und Balkonen, alle Ministerien, alle Behörden, Gerichte, Schulen stellten ihre Tätigkeit ein, alle Konzerte, Theateraufführungen wurden abgesagt, die schwarz umrandeten Zeitungen würdigten ohne Ausnahme die Verdienste des Königs um das Land, der „Uni-versuT“ fand den Ausdruck für die allgemeine Stimmung: »Die Nachricht von dem Tode des geliebten Königs trifft uns wie ein Blitzstrahl. Heute, wo all unsere Hoffnung sich ihm zuwandte, reißt ein grausames Schicksal den Führer des modernen Rumäniens aus unserer Mitte!«

Es ist nur natürlich, daß sofort nach dem plötzlichen Hinscheiden des Königs Gerüchte auftauchten, daß Karl I. nicht eines natürlichen Todes gestorben sei. Man erzählte sich in den Straßen Bukarests: ein Agent des Secret Service hätte den König vergiftet...

Wer aber sollte den Beweis erbringen? Die Regierung, die gar kein Interesse daran hatte, England Schwierigkeiten zu bereiten? Der Nachfolger des Königs, der entente freundlich war?

Zu all dem erhob sich die Frage: wie konnte es möglich sein, daß man den König vergiftete? Wie hätte eine derartige Tat begangen werden können?

Heute besitzen wir ein dokumentarisches Zeugnis, welches einigermaßen Licht in das Dunkel um den Tod Karls I. bringt. Es ist das Erinnerungsbuch des Adjutanten des Kaisers Franz Joseph, Freiherrn von Margutti, welches unter dem Titel „Vom alten Kaiser“ erschien. In ihm schreibt Margutti, dessen Zeugnis gewiß nicht angezweifelt werden kann, über die Gerüchte um den Tod Karls I. wörtlich: „Kaiser Franz Joseph wollte diesen Gerüchten vorerst keinen Glauben schenken. Ungefähr ein halbes Jahr nach dem Tode König Karls I. kam jedoch die Herzogin Paul zu Mecklenburg von einem Aufenthalt in Rumänien nach Wien, sie begegnete mir in der Hofburg und teilte mir mit vollständigster Überzeugung mit, daß König Karl I. vergiftet worden sei, ein Zweifel an der Richtigkeit dieser Feststellung erscheine vollkommen ausgeschlossen. Am Abend vor seinem Tode habe sich König Karl I. eine Tasse Tee auf sein Schlafzimmer bringen lassen; dies besorgte ein Kammerdiener, der — wie sich späterhin herausstellte — nicht vertrauenswürdig gewesen, und faktisch war auch der Tee vergiftet.“

Hier hätten wir auch die Erklärung, wie die Tat begangen worden ist. Sie erschien dem alten Kaiser Franz Joseph derart schnöde und verwerflich, daß er sich „nur mit Mühe in diese Auffassung hineinfand“.

Auch heute noch findet sich die Welt „nur mit Mühe“ in eine solche Auffassung politischer Kampfführung hinein. Es blieb England vorbehalten, die Tätigkeit der Agenten des Secret Service als „ehrenhaft“ zu bezeichnen ...

Nach dem Tode Karls I. begann eine ungehemmte für den Eintritt Rumäniens in den Krieg gegen Deutschland. Der einzige, der sie hätte abbremsen können, war beseitigt. Am 27. August 1916 erfolgte die rumänische Kriegserklärung an die Mittelmächte.

Der amtlich belegte Mordplan

Wohl selten hat es einen edleren, aufrechteren, gewissenhafteren und mutigeren Menschen gegeben als Roger Casement, der als Ire in den britischen Konsulardienst trat, in Afrika am Kongo die Greuel der belgischen Kolonialverwaltung enthüllte und in Südamerika am Putumayo aufdeckte, wie die Kautschukarbeiter des Landes durch menschenunwürdige Arbeitsbedingungen buchstäblich zu Tode gehetzt wurden. Niemand in der ganzen Welt leugnete dies bis zum Jahre 1914. Im Gegenteil: man nannte ihn einen „Helden“. Insbesondere die englische Presse und hier vor allem die Londoner „Daily News“ überbot sich in Lobpreisungen. Was er getan, zählte zu den „uneigennützigsten Taten“ einer Lebensarbeit,

die nur dem Wohle der Schwachen und Unterdrückten galt. Die Presse bezeichnete ihn als „eine der edelsten Gestalten in der Geschichte unseres Imperiums“. Der englische König verlieh ihm den Titel „Sir“. Und als Sir Roger Casement 1913 seinen Dienst quittierte, weil die anstrengende Tätigkeit in den Tropen seine Gesundheit ruiniert hatte, da fehlte es nicht an bedauernden Erklärungen seitens des britischen Foreign Office.

Von 1904 bis 1911 stand Casement mehrfach im Scheinwerferlicht des Weltinteresses. Immer waren es seine uneigennütigen, aufrechten Handlungen, die ihm Lob und Anerkennung eintrugen. Und immer waren es die Engländer, die am lautesten seinen Ruhm und seinen Edelmut verkündeten.

1914 wurde dies mit einem Schlag anders.

Sir Roger Casement besuchte Herbst 1913 seine Heimat Irland. Er sah hier zum ersten Male, daß die dreiviertel Jahrtausend alte Unterdrückung der Iren durch England noch immer Auswirkungen hatte, die bei weitem all das übertrafen, worüber er bereits zu wiederholten Malen Aufsätze geschrieben und Reden gehalten hatte. Er stand von jeher auf der Seite der irischen Freiheitsbewegung, welche die Unabhängigkeit Irlands von England auf ihr Banner geschrieben hatte. Doch an ihrem Kampf, den er in guten Händen glaubte, hatte er sich noch nicht direkt beteiligt. In diesem Herbst 1913 aber erkannte er, daß noch immer das im 17. Jahrhundert geprägte Wort des englischen Statthalters Lord Essex über die „grüne Insel“ in vollem Umfang zutrifft. Essex schrieb damals, „daß die Leiden dieses Landes mit nichts vergleichen können als mit denen eines Hirsches, der, abgerannt, den Hund zum Lohne hingeworfen werde und von dem jeder sich ein Stück abreiße“.

Casement, der sich in Südamerika und in Afrika für die Unterdrückten und Schwachen eingesetzt hatte, empfand es als eine heilige Aufgabe, mit dem Einsatz seiner ganzen Person alles zu tun, um die weitere Knechtung seines eigenen Volkes unmöglich zu machen. Er verzichtete auf die Erholung, die er brauchte. Er achtete nicht auf seinen angegriffenen Gesundheitszustand. Er stellte sich voll und ganz der irischen Freiheitsbewegung zur Verfügung.

Casement erkannte bald, „daß keine englische Regierung, ob sie sich nun Whig oder Tory nannte, fähig sei, Irland gerecht zu behandeln“. Er hörte, wie das Heer der irischen Freiwilligen nach Waffen verlangte. Er empfand diese Forderung als recht und billig, weil ein unbewaffnetes Land von Großbritannien überhaupt nicht als echter Diskussionspartner angesehen wurde. Er erklärte sich bereit, im Auftrag der Freiwilligen nach Amerika zu fahren und unter den dort lebenden Iren das Geld aufzutreiben, welches für einen Ankauf von Waffen nötig war.

Anfang Juli 1914 schiffte sich Sir Roger Casement nach den Vereinigten Staaten ein. Dort angekommen, sprach er auf irischen Versammlungen in Norfolk und Philadelphia. Dort kam der Krieg. Casement wollte verhindern, daß seine Landsleute von den Engländern zu einem Krieg gepreßt wurden, der ihre Interessen in keiner Weise berührte. Sofort setzte er sich hin und schrieb zwei entsprechende Briefe, die in der irischen Presse veröffentlicht werden sollten. Nur einer erreichte sein Ziel. Er erschien im Dubliner „Irish Independent“ vom 5. Oktober 1914. Der zweite wurde von der britischen Zensur abgefangen. In London kannte man die Unerschrockenheit Casements zu gut, um nicht sofort die Gefahr zu erfassen, die von diesem Manne, der in der ganzen Welt geachtet war, drohte.

Reden zu halten und Briefe zu schreiben, schien Casement ein zu geringer Einsatz, um die Beteiligung von Iren an dem englischen Krieg zu verhindern und die Befreiung seiner Heimat von der englischen Vorherrschaft zu erreichen. Er entschloß sich, nach Deutschland zu fahren. Von der deutschen Regierung wollte er eine „klare autoritative Erklärung“ erwirken, durch welche die deutsche offizielle Stellung zu Irland eindeutig festgelegt wurde. Mit Hilfe einer solchen Erklärung wollte er seinen Landsleuten beweisen, daß der Krieg Englands gegen Deutschland die Interessen Irlands in keiner Weise berühre.

Casement fuhr mit falschem Paß von New York nach der Hauptstadt Norwegens. Als das Schiff von den Engländern kontrolliert wurde, half ihm der junge Norweger Eivind Adler Christensen, die englischen Behörden zu täuschen. Diesem vierundzwanzigjährigen Norweger, den Casement von früher kannte, mit dem er aber erst auf der vierzehntägigen Überfahrt Freundschaft schloß, war so fasziniert und begeistert von der Persönlichkeit Casements, daß er sich entschloß, ihm auch weiterhin zu helfen.

Adler Christensen war von Amerika enttäuscht und wollte sich in Norwegen ein neues Leben zimmern. Ob er nun damit ein, zwei Monate früher oder später begann, war schließlich gleichgültig. Vielleicht reizte ihn auch das Abenteuerliche an Casements Plänen. Er blieb jedenfalls sein treuer Begleiter. Und diese Tatsache sollte den Irenführer vor einem tückischen Mordanschlag bewahren, einem Mordanschlag, der durch die eidliche Aussage Christensens auf dem amerikanischen Generalkonsulat in Berlin als ein *amtlich belegter Mordplan* in die Geschichte der britischen Kampfmethoden eingegangen ist.

Diese Aussage wurde in einem unbeholfenen Stil niedergelegt. Doch ist es vielleicht gerade die Einfachheit der Sprache Adler Christensens, die den Leser dieses Dokuments besonders erschüttert. Und da die Aussage nicht nur alle Ereignisse, von der Ankunft Casements in Christiania bis zu seiner Abfahrt nach Deutschland, mit all ihren dramatischen Einzelheiten festhält, sondern auch mit nüchterner Objektivität schlaglichtartig die „vorsichtige“ Handlungsweise des englischen Gesandten in Norwegen beleuchtet, sei sie wörtlich wieder gegeben.

„Generalkonsulat
der Vereinigten Staaten von Amerika
Berlin, Deutsches Reich.

Ich, Eivind Adler Christensen, schwöre feierlich:

Ich bin der Sohn des Emil Aksel Christensen und seiner Ehefrau Henriette Brynildsen und bin am 3. Mai 1890 zu Moß, Norwegen, geboren. Im Monat Oktober 1914 wurde ich von Sir Roger Casement, den ich früher gekannt hatte, engagiert, ihn in einer Vertrauenssache nach Norwegen zu begleiten. Auf seine Anweisungen hin löste ich eine Fahrkarte für das in Kopenhagen beheimatete Schiff Oskar II der Skandinavischen Linie.

Sir Roger war Passagier auf demselben Schiff. Während der Überfahrt trafen und unterhielten wir uns öfters. Der Oskar II verließ New York (Hoboken) am 15. Oktober 1914 nach Christiansand (Norwegen), Christiania und Kopenhagen. Meine Fahrkarte, wie diejenige Sir Rogers, wurde bis Christiania gelöst. Während der Überfahrt übergab mir Sir Roger einige Papiere sowie eine beträchtliche Summe amerikanischen Geldes zur Aufbewahrung. Er setzte mir auseinander, daß, obwohl er das volle Recht habe, sich nach Norwegen zu begeben, er als irischer Nationalist so bekannt sei, daß nach seiner Ansicht die englischen Behörden ihn gegen jedes Recht von jedem Schiff holen würden, auf dem er versuchen könnte, nach Europa zu gelangen. Er ersuchte mich daher, seine Papiere und sein Geld bis zum Ende der Fahrt aufzubewahren; für den Fall, daß er widerrechtlich vom Schiff abgeführt werden sollte, hatte ich die Anweisung, diese Briefe und sein Geld an eine Adresse zu befördern, die er mir aufgegeben hatte.

Am Samstag, dem 24. Oktober, als der Oskar II dicht unter den Färöer Inseln vorbeifuhr, wurden wir von dem britischen Schlachtschiff ‚Hibernia‘ angehalten und aus unserem Kurs nach Stornoway auf der Insel Lewis (Hebriden) geführt. Dort mußten wir 36 Stunden warten, bis die Anweisungen der britischen Regierung aus London einliefen. Am Montag nachmittag, dem 26. Oktober, kamen die Befehle aus London, das Schiff freizugeben und ihm zu gestatten, seine Fahrt fortzusetzen. Wir verließen Stornoway um 4 Uhr nachmittags mit dem Ziel Christiansand, wo wir am Mittwoch, dem 28. Oktober, in der Frühe anlangten. Hier schrieb ich ein Telegramm an meine Mutter in Moß und übergab es einem der Schiffstewards, damit er es zum Telegraphenamt an Land besorge. Wir verließen Christiansand nach kurzem Aufenthalt und fuhr weiter nach Christiania, wo der Oskar II um Mitternacht desselben Tages einlief.

An Bord wurde bekanntgegeben, daß das Schiff am 29. Oktober um 6 Uhr vormittags nach Kopenhagen auslaufen würde. Sir Roger beauftragte mich, eine Droschke zu holen und sein Gepäck an Land zu bringen; er übergab mir seine Schlüssel, um die Zollrevision vornehmen zu lassen. Nachdem dies geschehen war, traf er wieder mit mir zusammen, und wir fuhren gegen 2 Uhr morgens, den 29. Oktober, zum Grand Hotel, wo wir Zimmer für uns beide bestellten. Ungefähr um 10 Uhr desselben Vormittags, nachdem wir geschlafen und gefrühstückt hatten, ersuchte mich Sir Roger, ihn beim Einkauf einiger Sachen, die er benötigte, zu begleiten. Als wir den Laden, ein großes Tuchgeschäft neben dem Grand Hotel, verließen, sagte mir Sir Roger, er glaube, er werde verfolgt, und deutete auf einen Mann, der seiner Meinung nach ihn beobachtete. Nachmittags sagte mir Sir Roger, er wünsche bis 5 Uhr allein gelassen zu werden, da er mehrere Briefe an Freunde in Irland und Amerika zu schreiben habe, um sie von seiner Ankunft in Norwegen zu benachrichtigen. Er bat mich, auszugehen und ihm einige Sachen, die er noch benötigte, einzukaufen.

Nachdem ich in die Halle des Grand Hotels heruntergekommen war, nahm ich für einige Minuten Platz, um eine norwegische Zeitung zu lesen, bevor ich ausging. Ein Unbekannter, der mir bis dahin nicht aufgefallen war, kam auf mich zu und sprach mich auf englisch an. Er sagte: ‚Sie sind wohl von Amerika gekommen? Wie steht’s drüben?‘

Ich antwortete, daß alles dort gut stehe, und daß ich heimgekehrt sei, um mein Vaterland wieder aufzusuchen. Er schlug dann vor, wir sollten zusammen einen Spaziergang machen, da er sich mit mir über Amerika unterhalten möchte. In Erinnerung dessen, was mir Sir Roger an Bord des Oskar II von sich erzählt hatte, und des Vorfalls an jenem Morgen, als er sich verfolgt glaubte, entschloß ich mich, die Einladung dieses Unbekannten anzunehmen und mich so zu benehmen, als ob ich keinen Verdacht hegte.

Als wir auf die Straße kamen, sagte er: ‚Nehmen wir eine Autodroschke‘ und hob seine Hand in die Höhe, als ob er ein öffentliches Auto herbeirufen wollte. Anstatt einer Mietauto-droschke kam sofort ein großes Touringauto mit einem Chauffeur in Privatlivree herangefahren und hielt neben uns. Ich wurde aufgefordert, einzusteigen, tat es, und der Unbekannte stieg mir nach und nahm Platz neben mir, nachdem er den Chauffeur angewiesen hatte, nach Drammensveien zu fahren.

Hier war ein großes Haus, dessen Tür von einem Bedienten in Livree geöffnet wurde. Der Unbekannte führte mich in die Halle; gleich darauf kam ein Herr aus einem Nebenzimmer heraus; mein Führer sagte zu ihm: ‚Dies ist der Mann/ Der Herr, der mit großer Ehrerbietung von dem Mann, der mich mitgebracht hatte, begrüßt wurde, forderte mich sehr höflich auf, ihn die Treppe hinauf zu begleiten. Er ging voraus durch ein Zimmer, das wie ein Speisezimmer möbliert war — es stand dort ein Tisch mit Silber darauf —, zu einem kleinen Zimmer, offenbar einem Studierzimmer; nach unserem Eintritt sperrte er die Tür zu. Der Herr forderte mich auf, Platz zu nehmen; dabei bemerkte ich, daß er sich nicht setzte, bevor ich Platz genommen hatte. Er war klein und etwas kahl, hatte dunkelgraues Haar, und nach seinem Auftreten und der Art, wie man in der Halle sich vor ihm verbeugt hatte, hielt ich ihn für jemand von hohem Rang.

Anfangs redete er mich sehr höflich an, indem er sich zuerst nach meinem Befinden erkundigte: ‚Sie sind wohl eben aus Amerika angekommen?‘ fragte er und darauf, ob ich nicht einen Freund an Bord gehabt hätte, ‚einen großen dunklen Herrn, einen Engländer?‘

Ich erwiderte: ‚Nein, ich kenne keinen Engländer, der an Bord war, aber es befand sich darauf ein amerikanischer Geschäftsmann, den ich in New York oberflächlich kannte, und da wir beide auf demselben Schiff fuhren, sprachen wir natürlich miteinander/

‚Oh! Ja‘, sagte er, ‚das ist wahrscheinlich der Herr, Mr ...? Lassen Sie mich besinnen!‘, als ob er den Namen kannte, aber ihn im Augenblick vergessen hätte.

Ich machte ihm dies nach und sagte: ‚Ja, ja, lassen Sie mich nachdenken! Ich erinnere mich des Namens

nicht, es war ein ziemlich merkwürdiger Name, nicht wahr ?*

Dann fragte er mich, ob ich Norweger oder Amerikaner sei. Ich erwiderte: ‚Ich bin Norweger.‘ Worauf er sagte: ‚Ich nehme an, Sie kehren heim, um sich gut zu erholen; ist es Ihnen in Amerika gut gegangen ?*‘

Ich erwiderte: ‚Ja, es ist mir drüben sehr gut gegangen und ich kehre heim, um mir Erholung zu gönnen.*‘

‚Nun‘, sagte er, ‚ich möchte allen Ernstes erfahren, wie der Herr heißt und wo er sich jetzt aufhält. Können Sie mir dies mitteilen ?*‘

Ich erwiderte, daß ich mich für den Augenblick des Namens nicht entsinnen könne; daß ich den Herrn nur oberflächlich kenne, daß er erster Klasse auf dem Schiffe reiste und ich zweiter Klasse. Er habe nur erzählt, daß er nicht wohl sei und zu einem Erholungsurlaub nach Norwegen komme, und meinte, er werde vielleicht eine Reise im Lande machen.

Der Herr wiederholte nochmals: ‚Aber wissen Sie nicht, wo er sich jetzt aufhält und wohin er reisen will ?*‘ worauf ich antwortete: ‚Ich kann es Ihnen nicht sagen. Ich glaube, er hat Christiania verlassen und ist vielleicht aufs Land hinaus-gefahren.*‘

Er sagte: ‚Ich vermute, er wohnt im Grand Hotel.*‘

Ich erwiderte: ‚Er ist dort gewesen, aber ich glaube, er ist heute abgereist, um eine Rundreise durch Norwegen zu machen, aber ich weiß nicht, wo er jetzt ist.*‘

Er wiederholte, er möchte sehr gerne den Namen des Herrn und seine jetzige Adresse erfahren und vielleicht würde ich die meinige bei ihm hinterlassen. Ich lehnte dies ab, worauf er läutete und die Tür aufsperrte; ein Bedienter trat ein und ich wurde die Treppe hinunter zur Haustür geleitet.

Ich kehrte sofort zum Grand Hotel zurück und erzählte Sir Roger Casement den Vorfall. Ich versicherte ihm, daß das Haus die britische Gesandtschaft sei, und meinte, der kleine Herr müsse der britische Gesandte sein. Sir Roger schlug das Adreßbuch auf und fand, daß Drammensveien 79 die britische Gesandtschaft war.

Sir Roger gab mir bestimmte Anweisungen für jenen Abend sowie darüber, was ich am nächsten Morgen zu tun habe. Ich führte den ersten Teil dieser Anweisungen aus und kehrte gegen 6 Uhr zu Sir Roger ins Hotel zurück. Er beauftragte mich, eine Autodroschke zu bestellen und sie um 7 Uhr in der Nähe des Hotels für ihn bereitzuhalten. Er sagte, er sei überzeugt, daß er in Gefahr und von englischen Spionen verfolgt sei, und er wünsche so bald als möglich Vorsichtsmaßnahmen zu treffen. Ich holte, wie beauftragt, um 7 Uhr eine Autodroschke, wies den Chauffeur an, zu warten, und nahm dann selber Platz im Auto. Etwa 10 Minuten nach 7 Uhr schien Sir Roger, sprang in das Auto ein und beauftragte mich, den Chauffeur anzuweisen, zu einer gewissen Adresse zu fahren.

Beim Verlassen des Hotels hatte ich bemerkt, daß derselbe Mann, der mich nachmittags zur Gesandtschaft mitgenommen hatte, sich neben dem Hotel aufhielt. Er und zwei andere Männer bestellten eine Autodroschke und warteten. Dieses Auto stand auf der anderen Seite der Straße, als Sir Roger sich mir in der Autodroschke anschloß. Ich machte ihn darauf aufmerksam und erzählte ihm, daß einer dieser Männer derjenige sei, der mich zur Gesandtschaft mitgenommen hatte. Durch das Fenster an der Rückseite des Autos konnten wir alles beobachten; als wir etwa dreihundert Meter gegen das Schloß ansteigend gefahren waren, setzte das Auto uns nach. Es hielt immer ungefähr den gleichen Abstand von uns und behielt uns immer in Sicht. Sir Roger beauftragte mich, den Chauffeur anzuweisen, scharf nach rechts oder links außer Sicht des nachfolgenden Autos einzubiegen. Dies tat er. Wir bog nach rechts in eine Straße ein, wo sich zufällig ein Standplatz für Autodroschken befand. Sobald wir außer Sicht des anderen Autos kamen, sprang Sir Roger hinaus und beauftragte den Chauffeur, mit mir weiterzufahren.

Ich fuhr im Auto weiter; das Auto des britischen Gesandten fuhr immer noch eine ziemliche Strecke nach, und ich kehrte zum Hotel zurück, um auf Sir Rogers Rückkehr zu warten. Ich ging ins Restaurant, um meinen Kaffee einzunehmen. Ein Unbekannter trat auf mich zu, nahm ohne Aufforderung neben mir Platz und sprach mich an. Er lenkte die Unterhaltung auf Geld mit der Frage, ob ich wohlhabend sei. Ich zeigte ihm ein ein-Dollar-Goldstück, das mir Sir Roger gegeben hatte, lachte und sagte, ich besitze genügend solche Stücke.

Er zahlte zwei Getränke und sagte, daß amerikanisches Geld nicht soviel Wert habe als englisches, daß der norwegische Wechsel auf das Pfund nie so hoch wie jetzt gestanden sei, in-dem er hinzufügte, das englische Pfund sei 18,75 Kronen wert.

Nach Sir Rogers Rückkehr um etwa 9 Uhr ins Hotel erzählte ich ihm diese Unterhaltung, worauf er mir weitere Anweisungen für den nächsten Vormittag gab und auf sein Zimmer hinaufging. Um Mitternacht herum kam Sir Roger zu mir aufs Zimmer und teilte mir mit, er habe seinen Plan für den Vormittag geändert, nachdem er unterdessen Nachricht erhalten hätte, die ihn dazu veranlassen könnten, seinen ganzen Plan zu ändern.

Am nächsten Morgen, dem 30. Oktober, kam Sir Roger in der Frühe zu mir ins Zimmer und widerrief seine Anweisung von der vorhergehenden Nacht. Er meinte, er würde den ganzen Tag in seinem Zimmer bleiben, da er wisse, das ganze Hotel sei von Spionen umstellt. Er erzählte mir, es seien ihm in aller Frühe zwei lauernde Männer aufgefallen, die ihre Plätze nicht verließen; als einer derselben ihn am Fenster wahrnahm, habe er sich hinter einem Baum verborgen, sei hinter diesem zurückgewichen und dann davongelaufen. Er ermahnte mich, sehr vorsichtig zu sein, ersuchte mich, meine Mahlzeiten unten einzunehmen und ihn über jeden Vorfall so bald wie möglich zu unterrichten.

Ich ging zum Frühstück herunter; als ich fertig war, trat ein Unbekannter in der Halle des Hotels auf mich zu und stieß mich wie durch Zufall an, worauf er sofort sagte: „Gehen Sie ans Telephon, rufen Sie 11460 an, und Sie werden gute Nachrichten hören.“

Dies tat ich, worauf eine Stimme antwortete: „Nehmen Sie eine Autodroschke und fahren Sie nach Drammensveien 79.“ Ich nahm ein Auto, dessen Nummer 04085 war. In der Gesandtschaft wurde ich in dasselbe Zimmer geführt, in dem ich den Tag zuvor gewesen war. Ein sehr langer Herr mit kurzem Schnurrbart lehnte am offenen Kamin. Er trat vor, sperrte die Tür zu und sagte dann: „Ich bin der britische Gesandte. Nehmen Sie Platz. Ich bin über Sie und den Herrn, in dessen Begleitung Sie sind, vollkommen unterrichtet. Vorgestern haben Sie ein Telegramm von Christiansand an Ihre Mutter geschickt. Ich besitze eine Abschrift davon hier. Sie sind Adler-Christensen aus Moß. Gestern vormittag haben Sie ein Telegramm für diesen Herrn an einen Freund von ihm nach New York abgeschickt. Ich wünsche das Original, um eine Probe seiner Handschrift zu besitzen. Ich bin über diesen Herrn vollkommen unterrichtet; es ist Sir Roger Casement.“

Als ich wahrnahm, daß er darüber unterrichtet war, machte ich keinen Versuch, dies abzuleugnen, sondern sagte die ganze Wahrheit, daß es kein Original des Telegramms nach New York gebe, das von Sir Roger geschrieben sein sollte. Ich hätte lediglich ein Kabelgramm abgeschickt, das ich selbstergeschrieben hätte.

„Oh!“ sagte er, „wollen wir uns dann unterhalten. Dieser Herr, Sir Roger, ist ein irischer Nationalist. Nun weiß ich nicht, was er vorhat oder wohin er will, aber ich weiß, er ist ein gefährlicher Mann und wünscht sich der Hilfe der Deutschen für die Iren in einer Revolution gegen England zu versichern.“

Ich erwiderte: „Das weiß ich nicht.“ — „Sagen Sie mir“, sagte er, „hat Sir Roger jemals mit Ihnen über Irland gesprochen?“ Ich erwiderte: „Ja, er erzählte mir hier und da Sachen aus der irischen Geschichte und wie schlecht England Irland behandelt hatte.“

„Ja“, sagte der britische Gesandte, „dies mag sein; hat er Ihnen je davon erzählt, daß die Iren sich empört haben?“

Ich erwiderte: „Jawohl!“

„Aber er hat Ihnen wohl nie erzählt, daß sie je Erfolg gehabt haben, und sie werden auch dieses Mal keinen Erfolg haben.“ Nun, sagte er, „ich vermute, er befindet sich auf einer Reise nach Deutschland, aber ich besitze keine Beweise dafür, wir wissen nichts weiter, als daß er irischer Nationalist ist und gegen den Krieg agitiert. Nun, die Deutschen kümmern sich nicht um Irland, und sie werden Sir Roger zum Narren halten; sie mögen ihm alles mögliche versprechen, werden aber nicht tun. Das einzige, was sie anstreben, ist, England Schwierigkeiten zu bereiten. Ich habe keine Möglichkeit“, sagte er, „Sir Roger von einer Reise nach Deutschland abzuhalten, da wir nicht die Macht haben, ihn daran zu verhindern; falls er aber Deutschland erreichen sollte, könnte er meiner Regierung große Unannehmlichkeiten verursachen.“

Ich antwortete, ich wüßte nicht, was Sir Roger vorhabe. Ich wüßte nur, daß er ein irischer Nationalist sei, sowie das, was er mir von seinem Lande erzählt hatte. Der Minister fuhr dann fort zu erzählen, daß der englischen Regierung sehr viel daran liege, es zu verhindern, daß Sir Roger Deutschland erreiche, angenommen, daß dies sein Ziel sei. „Auf alle Fälle“, sagte er, „weiß niemand außer Ihnen und mir, daß dieser Herr Sir Roger Casement ist. Er hält sich hier unter einem angenommenen Namen auf. Sir Roger Casement soll in Amerika sein. Nun, falls der Herr mit dem angenommenen Namen, der im Grand Hotel wohnt, verschwinden sollte, wird niemand erfahren, da niemand hier ist, um irgendwelche Nachforschungen anzustellen. Es ist nur ein angenommener Name, der verschwindet, und es wird niemand einfallen, über eine Person, die nicht existiert, Nachforschungen anzustellen. Sir Roger gehört uns, der britischen Regierung, und es gibt keine andere Regierung, die sich einmischen oder irgendwelche Fragen aufwerfen könnte.“

Ich sagte „Ja, und was dann?“

„Nun“, fuhr er fort, „es wäre demjenigen von großem Nutzen, der sein Verschwinden bewerkstelligte.“ — Ich fragte: „Was wollen Sie damit sagen?“ — Darauf erwiderte er: „Die Sache steht so: Nachforschungen irgendwelcher Art könnte man nicht anstellen, und angenommen, dieser Herr würde eins auf den Kopf bekommen, so wäre es für den sehr von Nutzen, der dies täte.“

Ich erwiderte: „Die Folge davon wäre, daß derjenige, der dies täte, in Schwierigkeiten geraten würde.“

„Nein“, sagte Mr. Findlay, „weil niemand es erfahren und die britische Regierung den Mann schützen würde, der ihre Wünsche ausführt.“

Ich tat, als ob ich mit Interesse zuhörte, doch ohne mich bloßzustellen. Er sagte dann: „Ich vermute, Sie würden nichts dagegen haben, für den Rest Ihres Lebens ein angenehmes Leben zu führen?“ — Ich erwiderte, daß dies von mancherlei Abhänge, daß diese Zumutung mir nicht angenehm sei, aber daß mir selbstverständlich viel an Geld läge, und daß, falls es mir der Mühe wert gemacht würde, es möglich wäre, daß ich darein willigte.

Der Gesandte erwiderte: „Nun, wer dies bewerkstelligt, braucht für den Rest seines Lebens nie mehr zu arbeiten. Ich nehme an, es wäre Ihnen nicht gleichgültig, nicht mehr arbeiten zu müssen.“ — Ich sagte, daß Casement mir ganz und gar vertraue, und daß er mir immer sehr wohlgesinnt gewesen sei.

„Nun“, schloß Mr. Findlay, „überlegen Sie es und kommen Sie um 3 Uhr wieder her, falls Sie geneigt sind, darauf einzugehen. Hier sind 25 Kronen für Ihre Autodroschke.“

Ich ging sofort zum Hotel zurück und erzählte Sir Roger alles, auch wie ich getan hatte, als ob ich den Vorschlägen Findlays zuzustimmen schien. Ich überreichte Sir Roger die 25 Kronen in norwegischem Papiergeld, die mir der Gesandte gegeben hatte. Sir Roger brachte einen Bekannten ins Zimmer mit, damit er alles anhörte, was ich sagte. Er riet mir, um 3 Uhr zurückzukehren und so zu tun, als ob ich mit Findlays

Vor-schlägen einverstanden wäre; er wollte genau erfahren, wasgegen ihn beabsichtigt war, um auf der Hut sein zu können.

Um halb 3 Uhr nahm ich eine Autodroschke Nr. 01525, die vor dem Hotel stand, und kam um 2.40 Uhr, wie ich nach der Uhr in der britischen Gesandtschaft feststellte, dort an. Ich befahl den Chauffeur, draußen auf mich zu warten. Ich wurde in der Halle von einem älteren Mann mit weißgrauem Haar, der von dem Bedienten gerufen wurde, empfangen. Dieser geleitete mich die Treppe hinauf in das gleiche Zimmer, wo ich den Gesandten schon auf mich wartend vorfand, und ließ mich allein mit ihm.

Mr. Findlay erklärte, daß er auf ein Telegramm warte, das einen bestimmten Namen und eine Adresse mitteilen sollte und dessen Einlauf er jeden Augenblick erwarte. Das Telegramm lief während meines Aufenthaltes bei ihm ein. Die darauffolgende Unterhaltung dauerte lange, denn es war mindestens halb 5 Uhr» ich die Gesandtschaft verließ, und ich hatte dem Chauffeur für die Autodroschke 7 Kronen zu bezahlen.

Der Gesandte fing damit an, daß Sir Roger wahrscheinlich auf seiner Reise nach Deutschland sei, und betonte nochmals, daß die britische Gesandtschaft es nicht in ihrer Macht habe, öffentlich gegen ihn vorzugehen. — Ich teilte ihm mit, daß Sir Roger abends mit dem Zug 5.38 Uhr nach Kopenhagen abfährt und die Absicht habe, mich bei meinem Vater und bei meiner Mutter in Moß zurückzulassen. Ich sagte, daß ich wahrscheinlich Sir Roger überreden könnte, mich mitzunehmen, und daß sich dann irgendeine Gelegenheit bieten könnte, die Wünsche Findlays auszuführen, wenn es mir nur der Mühe wert gemacht würde.

Mr. Findlay stimmte mir zu und sagte, ich sollte unter allen Umständen mit Sir Roger fahren, wohin er auch reisen möge, um eine gute Gelegenheit abzuwarten, ihn festzuhalten. Er fügte hinzu, daß ich selbstverständlich bei Sir Roger aushorchen und ausfindig machen sollte, an wen er schreibe, so wohl nach Amerika als auch nach Irland, damit die britische Regierung Beweise gegen ihn und diese Personen in Irland in die Hände bekommen könnte, um sie dann zu verhaften.

Ich tat so, als ob ich mit diesen Vorschlägen einverstanden wäre, worauf er mir auseinandersetzte, auf welche Weise ich mit ihm korrespondieren sollte. Er nahm ein Stück Briefpapier von seinem Schreibtisch, riß die Adresse oben am Kopf desselben ab und schrieb dann mit seiner eigenen Hand in Druckbuchstaben die Adresse des Mannes, mit dem ich korrespondieren sollte. Er überreichte mir darauf das Papier mit diesen Worten: ‚Herr Sigvitg Sigvald, Meyersgate 78.‘

Während der Minister die Adresse schrieb, sagte er, daß ich mich ebenfalls der Druckschrift bedienen sollte, damit, wie er betonte, der Handschrift nicht nachgeforscht werden könnte. Er überreichte mir das Stück Papier und ich steckte es in die Tasche. Dann verhandelten wir längere Zeit über die Bezahlung, die ich dafür erhalten sollte. Dieser Teil der Unterhaltung war lang und zuweilen sehr hitzig. Ich wurde absichtlich unhöflich und unverschämt, um ihn irreführen. Einmal verlor er seine Geduld und sagte: ‚Was hindert mich daran, Sie hier zu behalten und nicht loszulassen?‘ — Worauf ich lachend erwiderte: ‚Nun, dies würde Ihnen gar nichts nützen, da ich nichts bei mir habe.‘

Ich rauchte eine Zigarette ihm ins Gesicht, ohne um seine Erlaubnis zu bitten, und stopfte meine Pfeife in seiner Gegenwart. Auch bediente ich mich mehrmals gemeiner Ausdrücke und schwor, daß es mir nicht einfiel, für eine kleine Summe irgend etwas gegen Sir Roger zu unternehmen; daß ich eingehöriges Stück Geld verlange, und daß ich nichts unternehmen würde ‚für eine lausige 5-Dollar-Note, wie Sie sie mir heute morgen gaben‘.

Er kam mit mir überein, mir auf sein ‚Ehrenwort‘ 5000 £ auszubehalten für den Fall, daß ich Sir Roger in seine Gewalt bringen könnte. Seine Worte waren: ‚Wenn Sie ihn irgendwo ans Skagerrak oder an die Nordsee hinlocken könnten, werden wir Kriegsschiffe dort bereithalten und gut für ihn sorgen/ — Ich

sagte, das könne der britischen Regierung recht sein, und ich begriffe ganz und gar, daß sie mit Sir Roger, der kein Narr ist, Schluß machen möchte, aber ich wäre meiner Sache keineswegs sicher, was für einen Nutzen ich nämlich daraus ziehen sollte. Ich sagte: „Ich vermute, Sie verstehendarunter 5000 Kronen/ Er erwiderte: „Nein, 5000 £ in Gold/

Ich verlangte irgendeinen Beweis oder eine Bürgschaft dafür, daß mir das Geld ausbezahlt würde. Er sagte: „Sie müssen mir vertrauen. Ich verspreche Ihnen auf mein Ehrenwort, daß an dem Tage, an dem Sie ihn in unsere Händeliefere, Sie 5000 £ erhalten werden. Ich werde an meine Regierung telegraphieren und anfragen, ob sie nicht diese Summe erhöhen wird, aber ich verspreche Ihnen auf mein eigenes Wort 5000 £.“

Nach weiteren erregten Auseinandersetzungen, bei denen ich fortfuhr, mich sehr unhöflich zu benehmen, tat ich so, als ob ich nachgebe und damit einverstanden wäre. Man kam dann überein, daß ich für alle Briefe oder Papiere Sir Rogers, die ich stehlen oder abschreiben und an die angegebene Adresse in Christiania schicken könnte, bezahlt werden sollte. Er sagte wörtlich: „Sie werden für jedes Schriftstück je nach dessen Wert bezahlt werden, und alle werden angemessen honoriert werden/ Ich sollte an die angegebene Adresse schreiben und ihm meine eigene Adresse in Deutschland oder wo ich mit Sir Roger auch sein möge, schicken. Ich erinnerte ihn, ich müsse mich beeilen, ins Hotel zurückzukehren, da Sir Rogers sich sehr bald zum Zug begeben werde und ich ihn überreden müsse, mich mitzunehmen und für mich eine Fahrkarte nach Kopenhagen zu lösen*. Er erwiderte, er sei damit einverstanden, og eine einzelne 100-Kronen-Note aus der Tasche und überreichte sie mir mit der Bemerkung: „Dies ist das ganze Geld, das ich jetzt bei mir habe; übrigens haben Sie mir bis jetzt keine wirkliche Auskunft erteilt. Sie haben mir nichts erzählt, was ich nicht schon wußte.*

Ich verabschiedete mich dann um 1/2 5 Uhr von Findlay und kehrte mit einer Autodroschke ins Grand Hotel zurück, wo ich sofort zu Sir Roger ins Zimmer ging, ihm über die Unterhaltung ausführlich berichtete und ihm die mir von Mr. Findlay gegebene 100-Kronen-Note überreichte.

(gez.) Eivind Adler Christensen.

Feierlich bestätigt in meiner Gegenwart am 9. April 1915«

(gez.) F. von Versen,

Vizekonsul der Vereinigten Staaten von Amerika.“

Dieses Dokument gehört zweifellos zu den peinlichsten Aktenstücken der englischen Diplomatie. Wir haben es deshalb, trotz seiner Länge, ungekürzt wiedergegeben. Es schildert so außerordentlich plastisch, „wie es gemacht wird!“

Was geschah nun weiter ?

Sir Roger Casement fuhr mit Adler Christensen nach Deutschland. Im Augenblick befand er sich in Sicherheit, weil kaum anzunehmen war, daß England gleich zwei Attentäter auf seine Spur setzen würde.

In Deutschland erreichte Casement, daß die von ihm für notwendig empfundene offizielle Erklärung über die Haltung Deutschlands gegenüber Irland abgegeben wurde. Er wollte aber mehr. Er wollte den auf so seltsame Weise durch Adler Christensen hergestellten Kontakt mit der britischen Regierung ausnutzen. Er besaß durch den Kontakt mit dem englischen Gesandten Findlay nicht nur die Möglichkeit, sich über die gegen ihn geschmiedeten Pläne zu informieren, sondern auch die Möglichkeit, Findlay und durch ihn die englische Regierung über seine Absichten zu täuschen.

Christensen wurde mehrfach nach Christiania geschickt, um Findlay von angeblichen „Konspirationen“ Sir Roger Casements Mitteilung zu machen. Er konnte dadurch den englischen Gesandten in Sicherheit wiegen. Er erhielt aber auch neue Weisungen, wie er Casement in die Hände der Engländer spielen sollte.

Dafür wurden ihm von Findlay 10000 £ versprochen. Der Gesandte gab ihm sogar den Schlüssel zum rückwärtigen Eingang der britischen Gesandtschaft, damit er „zu jeder beliebigen Zeit“ kommen könnte.

Sir Roger Casement wußte, daß ein solches Vorgehen eines offiziellen Vertreters der britischen Regierung jedem Völkerrecht widersprach und als höchste Unmoral von der ganzen Welt verurteilt werden würde. Er entschloß sich, den Fall Findlay der Öffentlichkeit zu übergeben. Doch wollte er noch einen besonders schlagkräftigen Beweis für Findlays Beziehungen zu Christensen beibringen. Er wollte die Veröffentlichung nicht nur auf die Aussage des jungen Norwegers stützen, sondern nach Möglichkeit ein dokumentarisches Schriftstück Findlays selbst beibringen, durch das sich der britische Gesandte selbst bloßstellte. Casement vertraute Christensen seinen Plan an. Und dieser fuhr Ende Dezember 1914 ein weiteres Mal nach Christiania, um mit Findlay zu sprechen.

Nach der späteren Darstellung Adler Christensens muß es zu nicht wenig heftigen Auseinandersetzungen zwischen ihm und Findlay gekommen sein. Christensen erklärte nämlich dem Gesandten, daß er keinerlei Garantie besäße, nach Erledigung seines „Auftrages“ das Geld auch wirklich zu erhalten. Der Gesandte weigerte sich, eine schriftliche Garantieerklärung abzugeben. Er verwies darauf, daß Christensen sein Ehrenwort genügen müsse. Christensen aber blieb hartnäckig bei seiner Forderung, beschimpfte den Gesandten und kündigte an, daß er die ganze Sache fallen ließe, wenn seinen Wünschen nicht entsprochen würde.

Schließlich lenkte Findlay ein. In Gegenwart des jungen Norwegers schrieb er eigenhändig am 3. Januar 1915 auf einen Briefbogen der britischen Gesandtschaft die nachstehende Erklärung.

„Britische Gesandtschaft

Christiania
(Norwegen)

Für die britische Regierung verspreche ich, daß, wenn auf Grund von Informationen, die Adler Christensen beigebracht hat, Sir Roger Casement entweder mit seinen Begleitern oder ohne diese gefangen genommen wird, besagter Adler Christensen von der britischen Regierung die Summe von 5000 Pfund Sterling zu erhalten hat, zahlbar nach seinem Wunsch.

Adler Christensen soll ferner persönliche Immunität genießen und freie Überfahrt nach den Vereinigten Staaten erhalten, im Falle er dies wünschen sollte.

M. de C. Findlay,
H. B. M. Minister.“

Im Namen der britischen Regierung hat Findlay diese Erklärung abgegeben, durch die er nicht nur 5000 £ auf den Kopf Casements aussetzte, sondern gleichzeitig auch seinem Agenten Strafflosigkeit zusicherte. Dies alles paßt weniger zu dem Bild eines vornehmen Diplomaten als zu den bekannten Meuchelmordplänen des Secret Service. Wir können die Handlungsweise Findlays überhaupt nur verstehen, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß er, genau so wie alle übrigen britischen Diplomaten während des Weltkrieges, seine Weisungen vom Secret Service erhielt.

Sobald Sir Roger Casement im Besitze dieses Findlay-Dokumentes war, entschloß er sich, die ganze Affäre zu veröffentlichen. Er wählte hierzu die Form eines offenen Briefes an den britischen Außenminister, Sir Edward Grey, den er nicht nur in das Foreign Office sandte, sondern den wichtigsten Gesandtschaften aller Länder in Berlin übermittelte. Casement sorgte auch dafür, daß dieser Brief in der Presse veröffentlicht wurde.

Ausführlich erklärt Casement in diesem Brief seine Handlungsweise. „Irland vielleicht vor einigen Übeln dieses Krieges zu bewahren“, heißt es u. a. in diesem Brief, „das war für mich nicht nur den Verlust aller äußeren Ehren und meiner Pension, sondern sogar die Begehung eines ‚Hochverrats‘ im technischen Sinne des Wortes wohl wert. Zwar hatte ich damit gerechnet, jedes persönliche Risiko zu tragen und alle Strafen auf mich zu nehmen, mit denen das Gesetz meine Handlungsweise bedrohen mag. Indessen hatte ich nicht damit gerechnet, daß man mir mit Mitteln nachstellen würde, die die Grenze des gesetzlich Erlaubten ebenso weit überschreiten, wie meine Handlungsweise von moralisch verwerflichen Motiven entfernt ist. Mit anderen Worten, als ich mit englischem Recht und mit gesetzlichen Strafen rechnete und das Opfer von Namen und Ruf, von Stellung und Einkommen als den zu zahlenden Preis willig auf mich nahm, hatte ich nicht mit der jetzigen britischen Regierung gerechnet.

Ich war darauf vorbereitet, Anklagen vor einem gesetzlichen Gerichtshof standzuhalten; ich war aber nicht darauf vorbereitet, daß mir aufgelauert werden würde, daß ich gewaltsam entführt werden könnte, daß meine Gefährten bestochen und ich »niedergeschlagen« werden sollte; kurz, auf alle die Maßregeln war ich nicht gefaßt, zu denen Ihr Vertreter in einem neutralen Lande seine Zuflucht nahm, als er von meiner Anwesenheit dort Kenntnis erhielt.

Denn der verbrecherische Anschlag, den Herr M. de C. Findlay, Seiner britischen Majestät Gesandter am norwegischen Hofe, am 30. Oktober vorigen Jahres in der englischen Gesandtschaft in Christiania mit dem norwegischen Untertanen Adler Christensen plante, umfaßte alle diese Dinge und noch mehr.“

Diesen Zeilen braucht wahrhaftig nichts mehr hinzugefügt zu werden.

Sie müssen in London heftige Bestürzung ausgelöst haben. Mordpläne ersinnen, das war eben etwas anderes, als vor der Welt als Mörder angeklagt zu werden. Die Propaganda-maschinerie wurde in Bewegung gesetzt. Casement als Lügner, Andersen als Verleumder hingestellt. Die Rechtfertigungsversuche schlugen aber fehl. Und selbst London bequemes sich am 1. März 1915 zu einem indirekten Eingeständnis der Schuld seines „diplomatischen Vertreters“.

Findlay wurde auf „Urlaub“ geschickt.

Bis zum Frühjahr 1916 blieb Casement in Deutschland. Er versuchte von hier aus dem irischen Volke so viel zu nutzen, als er nur konnte. Als er aber hörte, daß in Irland die Aufstandsbewegung gegen England immer stärker um sich griff, hielt es ihn nicht länger fern der Heimat. Er konnte die deutsche Regierung bewegen, ihm ein U-Boot für die Überfahrt nach Irland zur Verfügung zu stellen. Am 20. April 1916 traf Casement an der irischen Küste bei Curragh ein. Diesmal aber hatte der Secret Service besser gearbeitet. Casement wurde schon einen Tag darauf entdeckt und von den Engländern verhaftet.

Man stellte ihn nicht vor einen irischen Gerichtshof, sondern schaffte ihn nach London, wo ihm am 26. Juni der Prozeß gemacht wurde. Der jüdische Richter Isaacs Rufus, spätere Lord Reading, verurteilte Casement nach einem normannischen Gesetz aus dem Jahre 1351 zum Tode. Obwohl aus allen Tei- lern der Welt Begnadigungsgesuche an den englischen König gesandt wurden, vollstreckte man das Urteil.

Das geplante Attentat wurde so zum offiziellen Mord.

Am 3. August 1916 wurde Sir Roger Casement gehängt. Nicht einmal die Leiche ward ausgeliefert — sie wurde unerhalb der Gefängnismauern von Pentonville verscharrt.

Das Attentat von Marseille

„Die höchsten nationalen und staatlichen Interessen und deren Zukunft gebieten mir, daß ich mich als Herrscher und als Sohn dieses Landes unmittelbar an das Volk wende, um ihm offen und aufrichtig alles zu

sagen, was mir im gegenwärtigen Augenblick mein Gewissen und meine Liebe zum Vaterlande auferlegt. Es ist die Zeit gekommen, da es zwischendem Volk und dem König keinen Mittler mehr geben kann und darf... Meine und des Volkes Erwartungen, daß die Evolution unseres inneren politischen Lebens geordnete und konsolidierte Verhältnisse bringen werde, haben sich nicht erfüllt. Die parlamentarische Ordnung und unser ganzes politisches Leben tragen immer deutlicher den Stempel des Negativen ... Verblendete politische Parteien haben begonnen, den Parlamentarismus in einem Maße zu mißbrauchen, daß ein Hindernis für jede fruchtbare Arbeit im Staate geworden ist. Verständigung und selbst die einfachsten Beziehungen zwischen Parteien und zwischen einzelnen sind absolut unmöglich geworden. Es ist meine heilige Pflicht, mit allen Mitteln die staatliche und nationale Einheit zu wahren, und ich bin entschlossen, diese Pflicht ohne Schwanken bis zum letzten zu erfüllen... Wir müssen neue Arbeitsmethoden finden und neue Wege beschreiten ..

Mit diesen Worten wendete sich Alexander Karadjordje-vitsch, König von Jugoslawien, am 6. Januar 1929 in einem Manifest an sein Volk. Er hatte den Zusammenbruch des demokratischen Parlamentarismus in Jugoslawien erlebt. Er wollte verhindern, daß dieser Zusammenbruch seinem Lande zum Verhängnis werde. Er war entschlossen, die ganze Regierungsverantwortung auf sich zu nehmen. Er konnte es, denn seine Autorität war unbegrenzt, und das Volk liebte seinen König, in dem es nicht nur den Schöpfer seiner Einheit, sondern auch den Verwirklichter seines nationalen Strebens erblickte. Mit seinem Manifest schuf der König, vier Jahre vor der Machtübernahme Adolf Hitlers, ein autoritäres Regime, welches auf dem Führerprinzip aufgebaut war. Alexander I. selbst wurde damit ein noch sichtbarer Exponent der jugoslawischen Politik, als er es schon als König war.

In der Tat ist Alexander I. immer mehr gewesen als der „legitime Inhaber eines Thrones“. Schon als Kronprinz hatte er sich in den Balkankriegen an der Spitze der serbischen Armee als wahrer Volksführer erwiesen. Während des Weltkrieges kämpfte er mit zähem Mut als Soldat und Staatsmann für die Schaffung Jugoslawiens. Und seit 1918, seitdem die Zusammenschweißung der Serben, Kroaten und Slowenen in einem Königreich gelungen war, erwies sich der König, in allem Auf und Ab der innerpolitischen Auseinandersetzungen, als jene zentrale Kraft, welche die Einheit des Reiches sicherte und alle Gefahren einer Zersetzung bannte.

Zielstrebig forderte Alexander I. den Aufbau im Inneren. Schritt für Schritt führte er das Land zu Wohlstand und Blüte. Er löste es aber ebenso systematisch aus der Abhängigkeit von den europäischen Großmächten. Von ihm stammt das Wort vom „freien Balkan“. Seinen Sympathien für die Westmächte hat er mehrfach Ausdruck gegeben. Diese Sympathien führten ihn aber niemals dazu, eine Bevormundung Jugoslawiens durch Frankreich oder England erträglich zu finden. Bewußt unterstützte und forderte er einen Interessenausgleich auf dem Balkan selbst, wußte er doch, daß französischen und englischen Übergriffen nur begegnet werden konnte, wenn zu mindest in dieser Hinsicht auf dem Balkan Einigkeit herrschte.

Weder in Paris noch in London sah man diese Bestrebungen gerne. Einem uneinigen Balkan und einem schwachen Jugoslawien konnte man leichter seinen Willen aufzwingen. Doch bedeutete Alexander I. keine Gefahr, solange nicht eine andere Großmacht als Gegenspieler Frankreichs und Englands auf-treten konnte. 1933 wurde dies mit einem Schlage anders. Deutschlands Aufstieg begann. Seine Interessen und Möglichkeiten boten den südosteuropäischen Staaten einen Weg, sich wirtschaftlich stärker von Paris und London unabhängig zu machen.

Alexander I. erkannte diese Tatsache außerordentlich frühzeitig. Als König Boris von Bulgarien von einer zweistündigen Unterredung mit Adolf Hitler aus Berlin zurückkehrte, suchte ihn Alexander I. im Orientexpress auf, um die neue europäische Lage ausführlich zu besprechen. Seit diesem Zeitpunkt

datiert eine immer stärkere Freundschaft zwischen Deutschland und Jugoslawien, die vom König gefordert wurde. Und dies ist verständlich: Alexander I., selbst eine Führernatur, erfaßte die Tragweite der Maßnahmen Adolf Hitlers. Hatte er nicht in seinem Lande immer das gleiche angestrebt ?

Die guten Beziehungen zwischen Deutschland und Jugoslawien begannen die Westmächte sehr bald zu beunruhigen. Den ersten schwereren Schock erhielten sie, als Ministerpräsident Göring auf seinem Flug nach Griechenland am 17. Mai 1934 eine Zwischenlandung in Belgrad vornahm und von den Jugoslawen sehr herzlich begrüßt wurde. Der zweite Schock folgte gleich wenige Tage später, als der Abschluß eines Handelsvertrages zwischen dem Reich und Jugoslawien bekannt wurde. Außenminister Jefitsch erklärte nämlich wörtlich, daß dieser Vertrag „nicht nur wirtschaftlich günstige Auswirkungen haben werde“. Noch mehr beunruhigt aber wurde man, als Jugoslawien Nationalsozialisten, welche nach dem 25. Juli Österreich verlassen hatten, freundlich aufnahm und ihnen Lager zur Verfügung stellte, „wobei sich zwischen den Lagerinsassen und der Bevölkerung ein sehr herzliches Einvernehmen ergab“. Beobachter in Belgrad mußten feststellen, daß Jugoslawien unaufhaltsam einer völligen Unabhängigkeit von den westlichen Großmächten zustrebte.

Alexander I. wurde dafür verantwortlich gemacht.

Tatsächlich war er die treibende Kraft der jugoslawischen Unabhängigkeitspolitik. Vielleicht hoffte man in Frankreich noch, den König umzustimmen. Man lud ihn zu einem Besuch in Paris ein. Man wollte ihm die französische „Macht“ vor Augen führen.

In England hegte man nicht mehr derartige Illusionen. Man war hier über die Haltung Alexanders I. besser informiert. Man wußte nämlich in London, daß der König, knapp vor der Einladung zu dem Besuch Frankreichs, es sogar zum ersten Male „gewagt“ hatte, eine weitreichende Entscheidung für sein Land und gegen britische Wirtschaftsinteressen zu fällen.

Wie es zu dieser Entscheidung kam, ist derart interessant und für die Methoden der britischen Ausbeutungspolitik aufschlußreich, daß über sie nähere Einzelheiten mitgeteilt werden sollen.

1927 hatten englische Finanzkreise unter Führung von A. Chester Beatty Konzessionen zur Ausbeutung jugoslawischer Blei- und Zinkvorkommen erworben. 1930 wurde festgestellt, daß die Bleikonzentrate 6% Silbergehalt hatten und daß die Kupferkonzentrate schwache Mengen Gold enthielten. Dies wurde nun nicht ordnungsgemäß der jugoslawischen Regierung mitgeteilt. Im Gegenteil: man machte eine Nachprüfung der Angaben dem Staat unmöglich, „denn die Erze wurden in versiegelten Güterwagen nach Saloniki geschickt und dort im Freihafen nach England verladen“, wie H. Böttner in seiner Untersuchung über Englands wirtschaftlichen Einfluß in Südosteuropa feststellt. Die Werkleitung hielt „unberufene Augen“ von den Gruben fern. Bald verbreiteten sich Gerüchte von wahren „Goldschätzen“, welche die Engländer aus dem Lande schmuggelten. Sicher ist, daß die Profite der illegalen, unkontrollierten Edelmetallausfuhr enorm gewesen sind. Noch untragbarer aber war, „daß die wertvollen Blei- und Zinkkonzentrate nach England verschickt, dort weiterverarbeitet und als Rohblei und Rohzink oder Produkte daraus für teures Geld dann von Jugoslawien wieder eingeführt wurden“.

Die jugoslawische Regierung forderte immer wieder die Gesellschaft auf, Schmelzöfen im Lande zu errichten und die Verhüttung in Jugoslawien vorzunehmen. Alle Vorstellungen nützten nichts. England beschwerte sich sogar über eine derartige „Zumutung“. Da griff der König ein und unterzeichnete ein Dekret, durch welches die englischen Profite auf ein normales Maß beschränkt worden wären.

Dieses Dekret durfte niemals wirksam werden. Die englische Hochfinanz hätte sonst auf Millionengewinne verzichten müssen. Alexander I. konnte nicht bestochen werden. Ihn unter Druck zu setzen war nicht mehr möglich, da seine außenpolitische Stellung zu stark geworden war. Man mußte ihn „auf andere Weise loswerden“!

Gab es nicht eine revolutionäre Bewegung, die Alexander I. zu beseitigen wünschte? Gab es nicht die IMRO. (Innere Mazedonische Revolutionäre Organisation), die eine Zerschlagung des starken Jugoslawiens herbeisehnte, um partikularistische mazedonische Interessen zu verwirklichen? Die IMRO. besaß zwar keine politische Bedeutung mehr, aber einen Attentäter zu stellen, dazu war sie zweifellos in der Lage. Dies dürfte für den Secret Service kein Geheimnis gewesen sein. Der Gedanke, die IMRO. zur Beseitigung Alexander I. zu benutzen, war naheliegend. Der Entschluß, es zu tun, kann nach dem Vorhergesagten nicht schwergefallen sein, insbesondere, da ein allgemeiner Wirrwarr in Jugoslawien nicht nur die Durchsetzung wirtschaftlicher, sondern höchstwahrscheinlich auch politischer Interessen erleichtert hätte.

Am 9. Oktober 1934 trifft Alexander I. auf dem Kreuzer „Dubrownik“ in Marseille ein. Nach Angaben des Belgrader Berichtstatters der „Münchener Neuesten Nachrichten“ geschah nun das Folgende:

„Als sich die ‚Dubrownik‘, geleitet von französischen Kriegsschiffen, langsam dem Hafen von Marseille näherte, konnte man bereits von Bord aus wahrnehmen, daß an Land eine große Unordnung herrschte. Man versuchte, König Alexander zu bewegen, das Schiff nicht zu verlassen; aber der König hätte nicht Soldat sein müssen, wenn er solchen Rat schlugen nachgegeben hätte. Doch befahl selbst diesen persönlich tapferen Mann eine böse Vorahnung. Als er auf der Barkasse zusammen mit dem französischen Marineminister Pietri, der ihn an Bord des jugoslawischen Kreuzers begrüßte, ans Ufer fuhr, da sagte er zu seinem Außenminister Jefitsch: ‚Wenn ich hier lebend herauskomme, so lebe ich noch hundert Jahre ...‘

Es war kurz nach vier Uhr, als sich die Reihe der Kraftwagen in Bewegung setzte, deren Ziel das Denkmal der französischen Ostarmee war, wo König Alexander einen Kranz niederlegen wollte... Mit einer Geschwindigkeit von acht Kilometern, also kaum schneller als ein Mensch geht, fahrendie Wagen in die Rue Cannebiere, und hier vor der Börse, nur wenige hundert Meter von der Landungsstelle entfernt, geschieht das Unglück. Aus der Menge stürzt ein Mensch hervor, gelangt ungehindert zum Wagen des Königs, springtaufs Trittbrett und feuert... vergeblich reißt Oberst Piolet, der sich etwa zur Seite des Motors neben dem Wagen befindet, sein Pferd herum und schlägt mit blanker Klinge auf den Attentäter; vergeblich versucht der Kraftwagenlenker den Mörder vom Trittbrett hinunterzustürzen, es ist bereits zuspät. Blutüberströmt ist der König, in Brust und Magen getroffen, zusammengesunken ... Sterbend wird der König in das Gebäude der Präfektur übergeführt, wo er eine halbe Stunde nach dem Attentat den letzten Atemzug tat.“

Die polizeilichen Ermittlungen ergaben, daß der Mörder Velitschko Kerin hieß und der IMRO. angehörte. Drei weitere Mitglieder dieser Geheimorganisation konnten verhaftet werden. Is ihnen schließlich eineinhalb Jahre nach dem Attentat in Frankreich der Prozeß gemacht wurde, haben zwar die Geschworenen die Frage der Mittäterschaft bejaht, doch das Gericht hat sie nicht zum Tode, wie es der Staatsanwalt forderte, sondern zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt. Über die Hintergründe des Attentats wußten sie nichts auszusagen. Der Attentäter selbst aber war von der Menschenmenge gelyncht worden. Auch er konnte also keine Aussagen mehr machen.

Wir wissen daher nicht, welche Fäden zwischen Secret Service und IMRO. bestanden. Wir wissen aber einige sehr beachtliche Tatsachen, die eindeutig beweisen, daß es sich beim Marseiller Mord keineswegs um eine spontane Tat Ketins oder selbst der IMRO. gehandelt haben kann, daß vielmehr viel mächtigere und einflußreichere Auftraggeber das Attentat vorbereitet haben mußten.

Erstens: die beiden einzigen Helfershelfer von Bedeutung, eine geheimnisvolle „blonde Dame“ und ihr Begleiter Peter, welche den Waffenschmuggel für das Attentat durchführten, blieben unentdeckt. Sie hätten wahrscheinlich einige interessante Angaben machen können.

Zweitens: die jugoslawische Polizei hatte den französischen Behörden eine Liste von zweihundert „genauen Beschreibungen verdächtiger Elemente“ übergeben. Unter diesen zweihundert befanden sich auch die später verhafteten Helfers-helfer des Täters. Man erfuehr niemals etwas davon, daß die französische Polizei in Marseille Razzien nach diesen verdächtigen Elementen durchgeführt hat. Hätte sie es getan, dann wäre sie nämlich auf Grund der ihr übermittelten Liste zwangsläufig auf den Kreis der Attentäter gestoßen.

Drittens: man hatte in Belgrad gewünscht, daß der König von vierzig jugoslawischen Geheimdetektiven begleitet würde. Auch dieser Vorschlag wurde von der Pariser Suretee nicht aufgegriffen.

Ließen sich diese drei Punkte zur Not noch allenfalls mit Nachlässigkeit und sträflicher Unbedachtsamkeit erklären, so zeigen die nun folgenden Punkte eindeutig, daß bei den Entscheidungen der Pariser Sicherheitsbehörden Kräfte im Spiele gewesen sein müssen, deren Machtmittel größer waren als diejenigen der französischen Regierung selbst. Denn die französische Regierung konnte wahrlich kein Interesse daran haben, daß eine derartige Bluttat auf dem Boden Frankreichs geschah... Die Entscheidungen der Pariser Sicherheitsbehörden dürften in der Geschichte aller Staatsbesuche einmalig sein.

Erstens wurden die primitivsten Schutzvorkehrungen versäumt. Es gab z. B. nicht einmal eine regelrechte Absperrkette von Polizeikräften, welche das schaulustige Publikum von der Straße hätte fernhalten können.

Zweitens hatte der Ortskommandant von Marseille eine Anordnung erlassen, in der es wörtlich heißt: „Vom Hafen bis zum Denkmal der Ostarmee bewegt sich der Zug zwischen zwei Abteilungen der republikanischen Garde, die ihn begleiten; an der Spitze eine Abteilung der Garde mobile; zur rechten Seite der ersten Wagen Major H ..., zur linken Seite Kapitän Ou... Hinter dem Zug eine Abteilung der Gardemobil.“ Diese Anordnung trug eine Anmerkung: „Da der Protokollechef aus Paris erst morgen vormittag ankommt, können diese Anordnungen in Einzelheiten noch geändert werden.“ Die Anordnungen wurden so gründlich geändert, daß praktisch überhaupt keine Bedeckung zum Schutze des Königs eingesetzt wurde.

Drittens erklärte der Vizebürgermeister von Marseille, Simon Sabillan, offiziell vor Pressevertretern: „Verantwortlich sind die Beamten der Pariser Suretee nationale. Diese haben sich auf das entschiedenste einer Beteiligung von Truppen widersetzt, obwohl ihnen dies mehrere Male als dringend notwendig vorgestellt worden ist...“

Viertens machte schließlich der Bürgermeister der Stadt Marseille, Ribaux, einem Berichterstatter des Pariser „Jour“ gegenüber folgende bezeichnende, aber reichlich unvorsichtige Äußerung: „Ich bin überhaupt nicht befragt worden. Üblicherweise findet bei solchen Gelegenheiten in meinem Büro eine Beratung der Polizeibehörden statt. Nur diesmal nicht. Auch auf der Präfektur hat man mir gesagt: „Diese Leute aus Paris sind hierhergekommen wie in ein okkupiertes Land; sie haben alles an sich gerissen*...“

Man war in Frankreich so empört, weil auch der französische Minister Barthou dem Attentat zum Opfer fiel. Man konnte nicht ahnen, daß dies nur ein „peinliches Versehen“ gewesen sein dürfte.

In Marseille waren Kräfte am Werk, die weit stärker waren als die Machtmittel eines einfachen Bürgermeisters, Ortskommandanten oder Präfekten. Diese Kräfte waren sogar stark genug zu verschleiern, wieso es zu den ungewöhnlichen Entscheidungen der Pariser Suretee gekommen war. Die Weltöffentlichkeit ließ sich allerdings nichts vormachen. Auf dem Boden Marseilles hatte keine innenpolitische Auseinandersetzung stattgefunden, wie man es in Frankreich und vorallem in England darstellen wollte. Alexander I. wurde das Opfer einer fremden Macht. Dieser Tatbestand wurde übrigen auch dokumentarisch festgehalten. Der Ständige Rat der Kleinen Entente und die Vertreter des

Balkanbundes erklärten nach der Beisetzung des Königs in einer offiziellen Erklärung, „das Verbrechen von Marseille falle in den Bereich der Außenpolitik, weil es unter dem Einfluß von Kräften erfolgte, die jenseits der Grenze wirken“.

„Jenseits der Grenze“ — das mutet wie ein Stichwort an. Besonders wenn man bedenkt, was mit dem Film geschah, davon dem Attentat auf Alexander I. gedreht wurde. Ein Wochenschauoperator hatte den ganzen Mordanschlag von Anfang bis Ende aufgenommen. Die Vorführung dieses Filmstreifens wurde in allen Ländern der Welt verboten. Nur in England nicht.

In London, Manchester und Liverpool fand man nichts dabei, dem Kinopublikum einen Königsmord in allen Einzelheiten zu zeigen. Die Menschen waren nicht einmal empört über diese Geschmacklosigkeit. Im Gegenteil: sie jubelten, sprangen von ihren Plätzen auf und schrien: „Langsamer, langsamer, langsamer!“ Sie wollten die „Sensation“ in jeder Phase voll auskosten. Dies Verhalten „jenseits der Grenze“ Jugoslawiens zeigte man bezeichnenderweise, wie gesagt, nur in England!

Dies ist aber nicht die einzige Seltsamkeit bei diesem Film. Noch seltsamer mutet es an, wenn man erfährt, daß der Kameramann, der den Film gedreht hatte, bald danach in einem Hotelzimmer eines mysteriösen Todes starb. Hatte er zu viel gesehen? Wir wissen es nicht. Wir kennen auch hiernur die Folgen, welche das Attentat auf Alexander I. hatte...

Die erwarteten Unruhen und Wirren traten allerdings in Jugoslawien nicht ein. Der König hatte durch ein politisches Testament eine vorsorgliche Regelung der Staatsgeschäfte getroffen. Das jugoslawische Volk aber stand erschüttert an der Bahre seines Herrschers und wurde durch den Tod des Königs eher noch fester zusammengeschweißt. Daß die Ausschaltung einer derartigen Führerpersönlichkeit aber trotzdem einen schweren Verlust und in gewissem Sinne auch eine Schwächung der zielstrebig-jugoslawischen Unabhängigkeitspolitik bedeutete, konnte nicht vermieden werden.

Und es ist doch zu merkwürdig: ausgerechnet die englischen Konzessionäre der jugoslawischen Blei- und Zinkerzminen wurden die größten Nutznießer des Mordes an Alexander I. Das kurz vor seinem Tode in Belgrad unterzeichnete Dekret wurde nämlich plötzlich „vergessen“. Es wurde in den Akten-schrank gelegt, und alle Versuche, es hervorzuholen, scheiterten...

Ob es wohl den Vermerk trägt: ein Opfer des Secret Service?

Der Kampf um den Irak

Ein Land, etwas größer als das Altreich, mit einer Bevölkerung von dreieinhalb Millionen Menschen: das ist der Irak. Im Osten begrenzt von Iran, im Norden von der Türkei, im Westen von Syrien und Transjordanien und im Süden von Koweit und dem Arabien Ibn Sauds, nimmt es eine zentrale Stellung im orientalischen Kraftfeld ein. Viele Jahrhunderte unter dem Einfluß der Türkei stehend, begann der Irak gegen Ende des 19. Jahrhunderts England zu interessieren. Er bildete eine Etappe auf dem Weg nach Indien und besaß dadurch eine nicht unbeträchtliche wirtschafts- und militärstrategische Bedeutung für Großbritannien. Trotzdem schenkte man in London diesem „Land zwischen den Flüssen“ lange Zeit keine größere Beachtung. Erst als die Pläne des Baues einer Bahn nach Bagdad bekannt wurden, einer Bahn, welche die direkte Verbindung von Berlin mit diesem Zentrum des arabischen Orients herstellen sollte, und als im Irak reiche Petroleumquellen entdeckt wurden, begann England den Kampf um den Einfluß in diesem Land am Persischen Golf. Der Weltkrieg sollte die Entscheidung bringen. In gewissem Sinn hat er auch eine Entscheidung gebracht: Der Irak wurde von England besetzt. Der englische Einfluß schien gesichert. Doch nur zu bald sollte sich herausstellen, daß der eigentliche „Kampf um den

Irak“, den England zu führen hatte, erst jetzt begann.

Es war gegen Ende 1919. Clemenceau und Lloyd George tritten noch darum, ob England oder Frankreich den Irak als Mandatsgebiet zugeteilt erhalten sollte. Im Irak selbst wußte man von dieser Auseinandersetzung nichts. Man pochte auf das von Wilson verkündete „Selbstbestimmungsrecht der Völker“ und wollte den Irak zu einem unabhängigen Königreich ausrufen. England erkannte diese „Gefahr.“ Es setzte Frankreich unter starken politischen Druck und erzwang, daß ihm der Irak als „Mandat“ zugesprochen wurde. Nun konnte es mit dem Irak machen, was es wollte...

In Bagdad wußte man aber auch, was diese Mandatsübertragung bedeutete. Ein Sturm der Empörung erhob sich im Land. Unter Führung ehemaliger türkischer Offiziere brach im Irak eine regelrechte Revolution aus. England mußte Truppen zur Niederwerfung des Aufstandes einsetzen. Sie kämpften über ein halbes Jahr, bis sie der Revolution Herr geworden waren. Und in diesem Kampf werden sie wohl auch zum erstenmal begriffen haben, daß sie das freiheitsliebende Volk des Iraks nicht mit ihren brutalen Kolonialmethoden beherrschen können, daß sie feinere, subtilere Machtmittel anwenden mußten, um den Irak in Abhängigkeit zu erhalten.

Man beschloß schließlich in London (Churchill war geradezu dieser Zeit Kolonialminister), Irak zwar zum Königreich zu machen, den Thron aber nur einem England ergebenen Prä-tendenten anzuvertrauen. Der gegebene Mann schien Feisal[^]Helfer und Freund des Obersten Lawrence in seinem „Kampf in der Wüste“.

Der Gegenkandidat war der damalige irakische Innenminister Talib Pascha. Dies Hindernis wurde auf sehr einfache Weise beseitigt. Die Gattin des englischen Mandatsgewaltigen im Irak, Sir Percy Cox, lud Talib Pascha zum Tee ein. Als er kam, wurde er verhaftet und in aller Stille nach Ceylon in die Verbannung gebracht. Der Weg für Feisal war frei. Und Feisal wurde 1921, nachdem das irakische Kabinett „vorübergehend seiner Amtspflicht enthoben war“, zum König vom Irak proklamiert.

Damit war der Kampf um den Irak aber keineswegs beendet. England wollte sich durch einen regelrechten Vertrag die oberste Gewalt im Irak sichern. Dieser Vertrag sollte nicht nur mit den Mandatsbestimmungen des Völkerbunds übereinstimmen, sondern auch dem englischen Oberkommissar die nötigen Machtmittel geben, in allen entscheidenden politischen und wirtschaftlichen Fragen Englands Willen durchzusetzen. Ein derartiger Vertrag wurde entworfen. Er fand aber weder die Zustimmung des Königs noch der Regierung oder des Volkes. Zum ersten Male zeigte Feisal, daß ihm das Wohl des Landes am Herzen lag, und daß er sich nicht als eine Marionette der englischen Politik mißbrauchen lassen wollte.

Was tat darauf der englische Oberkommissar ?

Er ließ die nationalen, mandatsfeindlichen Parteien auflösen, ihre Führer verbannen, ihre Zeitungen verbieten. Ersorgte dafür, daß die nationalen Beamten entlassen wurden. Ms schließlich der Druck auf die Regierung direkt und indirekt immer größer wurde, unterzeichnete sie am 10. Oktober 1922 den von England gewünschten Vertrag. Damit war aber der Vertrag noch nicht rechtsgültig. Er bedurfte der Ratifikation durch das irakische Parlament. Die Regierung hatten nicht zuletzt im Hinblick auf diesen Umstand den Vertrag unterzeichnet. Sie wußte: kein irakisches Parlament würde ihn ratifizieren.

Nun, die englischen Machthaber wußten dies auch. Sie versuchten erst, durch Versprechungen den Vertrag zu „versüßen“. Man sagte zu, die Mandats Herrschaft auf eine bestimmte Zeit zu begrenzen. Doch auch diese Versprechungen nützten nichts. Das Parlament verweigerte die Ratifikation. England mußte wieder zu dem Mittel der Gewalt greifen. Wieder sprach der englische Oberkommissar Verbote und Verbannungen aus. Er ließ Neuwahlen durchführen. Aber wieder erhielt das Parlament eine Zusammensetzung, welche eine Annahme des Vertrages in keiner Weise sicherstellte. In diesem Hin und Her vergingen über eineinhalb Jahre. In London wollte man nicht mehr warten. Das Erdöl des Irak

begannbereits amerikanische Interessenten auf den Plan zu rufen.

Der Vertrag, der den Irak fest an Großbritannien binden sollte, mußte in Kraft treten. Nur durch einen Gewaltstreich konnte dies erreicht werden. So entschloß man sich, zur Gewalt zu greifen. Für den 10. Juni 1924 wurde eine Sitzung des iraki-schen Parlaments einberufen. Was auf ihr geschah, schildert anschaulich Paul Schmitz in seinem Buch „Neubau der arabischen Welt“:

„Auf 7 Uhr abends war die Sitzung anberaumt. Den nationalistischen Abgeordneten verweigerte man das Betreten des Parlamentsgebäudes, sie so von ihrem Entscheidungsausschließend.“ (Davon wurden 33 Abgeordnete betroffen.), „Die englandfreundlichen Abgeordneten wurden unter militärischer Bedeckung in den Abstimmungssaal geschafft, um sie vor der Empörung der Straße zu schützen. Um 11 Uhr nachts endlich ging die Abstimmung unter militärischem Schutz und Druck vor sich. 38 Abgeordnete stimmten für den Vertrag, 25 dagegen, 8 enthielten sich der Stimme. Und am anderen Morgen meldete ein Kabel aus Bagdad der Welt die freiwillige Zustimmung des Parlaments.“

Feisal selbst stand während dieses ganzen Kampfes immer auf Seiten der Nationalen. „Er war ganz erfüllt von seinem Werk und lebte für nichts anderes“, mit diesen Worten hatte ihn schon Oberst Lawrence charakterisiert. Aber Feisal war auch ein kühl rechnender Taktiker, der genau erkannte, daß die Zeit zu einem scharfen offenen Widerstand noch nicht reif war. Ein Stein nach dem anderen mußte aus der englischen Bastion gebrochen werden, ehe der Frontalangriff erfolgen konnte.

England sah durch den nun in Kraft getretenen Vertrag seine Macht im Irak gesichert. Es machte deshalb keine Schwierigkeiten, als für das Land eine neue Verfassung ausgearbeitet und im März 1925 angenommen wurde. Diese Verfassung erklärt den Irak zu einem souveränen, unabhängigen und freien Staat, zu einer konstitutionellen Erbmonarchie mit parlamentarischer Regierung. Das Mandatsverhältnis blieb trotzdem bis zum Jahre 1932 aufrechterhalten. Solange mußte Feisal mit unendlicher Geduld und politischem Geschick dafür kämpfen, daß die in der Verfassung Iraks bestimmte Stellung des Staates auch international-juristische Wirklichkeit wurde.

In diesem Kampf hatte Feisal eine große Waffe: das Erdöl seines Landes. Seit 1925 lag es in Feisals und seiner Regierungsmacht, das von den verschiedenen Ländern begehrte Ausbeutungsrecht der irakischen Erdölvorkommen zu vergeben. Die erste Konzession wurde 1925 an die „Iraq Petroleum Company“ erteilt. An ihr war englisches, französisches und amerikanisches Kapital beteiligt. Sie erhielt das Recht, auf einer Fläche von 32000 englischen Quadratmeilen, einem Gebiet, das dreimal so groß wie Belgien ist, östlich des Tigris nach Öl zu bohren. Sie zahlte dafür einen einmaligen Betrag und die Verpflichtung ein, für jede exportierte Tonne Erdöl eine weitere Abgabe von zwei Goldschilling zu leisten. 1928 waren zum ersten Male Bohrungen erfolgreich. Die Gesellschaft begann aber nun keineswegs mit der Ausbeutung. Sie schüttete vielmehr die Bohrlöcher wieder zu. Die internationale Erdölpolitik verlangte, daß nicht zu viel Erdöl auf dem Weltmarkt angeboten wurde. Man wollte die Preise hochhalten. Was kümmerte die Herren in London, New York und Paris das Schicksal des Iraks. Feisal aber war höchlichst daran interessiert, daß mit der Ausbeutung begonnen wurde. Brachte doch jede geschürfte Tonne Rohöl eine Verbesserung der Finanzen des Landes.

Wir haben die Vorgeschichte der nun folgenden Attentate gegen die führenden Männer des Iraks so ausführlich erzählt, denn nur auf ihren Hintergrund wird verständlich, welches Interesse England daran haben konnte, diese Männer zu beseitigen. Insbesondere wird verständlich, wieso Feisal, ein einstwilliges Werkzeug Englands, immer mehr zu einem Widersacher englischer Interessen wurde, dessen Macht und Einfluß in London als äußerst unerwünscht empfunden wurde.

Feisal konnte keinen direkten Druck auf die „Iraq Petroleum Company“ ausüben. Er konnte aber weitere Konzessionen vergeben. Anfang 1930 erklärte Feisal offen einem ausländischen Journalisten

wörtlich: „In meinem Lande gibt es Öl, viel Öl, und ich wünsche, daß dieses Öl zum Besten meines Landes möglichst bald ausgenutzt wird.“ Im Sommer des gleichen Jahres fuhr er nach Mitteleuropa. Er kam zu einer Badekur auch nach Gastein. Und bald verlautete, daß er hier verschiedene deutsche Industrielle empfangen hatte, die er für seine Pläne zu interessieren verstand.

Diese Nachricht wirkte in London — man kann sich leicht vorstellen, wie. Wenn weitere Konzessionen vergeben wurden, dann sollte sie nur England erhalten. Das war die Parole. Sofort wurde von englischen Finanzleuten eine Interessenten-gruppe gebildet, die dem Irak ein phantastisches Angebot machte: Gewährung einer Anleihe von zwei Millionen Pfund, Bau einer Eisenbahnlinie von Bagdad bis ans Mittelmeer, Zahlung einer jährlichen Rente an die Regierung von 100000 Pfund in Gold bis zum Beginn des Erdölexportes und schließlich Bezahlung einer Abgabe von vier Goldschilling für jede exportierte Tonne Erdöl, also die doppelte Summe, welche die „Irak Petroleum Company“ zu zahlen hatte. Der von England mit monatlichen „Revenuen“ versorgte irakische Politiker Nuri Said sorgte dafür, daß im April 1932, als er Premierminister war, diese englische Interessentengruppe die Konzession erhielt. Sie gab den Engländern das Recht, auf einem Gebiet von etwa 60000 Quadratkilometer westlich des Tigris Erdöl zu suchen und auszubeuten. Die englische Interessentengruppe erhielt den Namen „British Oil Development Company“.

Feisal konnte nun die „internationale“ Erdölgesellschaft gegen die rein englische Gesellschaft ausspielen. Es ging ihm wesentlich um den Bau der sogenannten „Pipe-Line“, einer Erdölleitung, durch welche das Rohöl direkt von den Erdölfeldern des Iraks zum Mittelmeer geleitet werden konnte.

Bestand erst einmal eine derartige Erdölleitung, mußte das Interesse an der Erschließung der Erdölfelder auch für die „Irak Petroleum Company“ beträchtlich steigen. In der Tat setzte er durch, daß noch 1932 mit dem Bau einer derartigen Pipe-Line begonnen wurde. Sie sollte 1934 fertiggestellt sein und nicht weniger als zehn Millionen Pfund kosten.

Aber Feisal war mit diesem Erfolg keineswegs zufrieden. Er wollte sein Land weiter entwickeln. Und es war ihm keineswegs recht, daß nicht auch andere Länder an dem Irak Interesse nahmen. Er sagte sich, je mehr Großmächte sich an dem Ausbau Iraks beteiligten, desto leichter konnte die englische Vorherrschaft eingedämmt werden. Im Sommer 1933 fuhr Feisal wieder nach Deutschland. Es bestehen keine Zweifel, daß er diesmal sehr weitgehende Verhandlungen mit deutschen Industriellen geführt hat. Und es bestehen auch keine Zweifel, daß er den englischen Agenten zu verstehen gab, daß er machen könne, was er wolle, da er schließlich der souveräne König eines freien, unabhängigen Landes sei.

Wir kennen auch hier nicht die Befehle, die der englische Secret Service daraufhin erhielt. Wir wissen nur, daß Feisal am 8. September 1933 in seinem Hotel in Bern vergiftet aufgefunden wurde...

Auch damit aber war der Kampf um den Irak nicht beendet. Zwar hatte man die stärkste Persönlichkeit des Iraks beseitigt. Doch lebte im Irak ein freiheitsliebendes Volk, und sein neuer König, Ghazi I., war immerhin der Sohn Feisals, der vielleicht nicht die Energie seines Vaters besaß, aber sich sicherlich Gedanken über den seltsamen Tod machte, der seinen Vater in Bern ereilt hatte.

England nutzte immerhin drei Jahre lang die Schwächung, welche der Irak durch den Verlust Feisals erlitten hatte, aus. Die Agenten des Secret Service intrigierten im Land. Sie hetzten die verschiedenen Parteien gegeneinander auf. Nicht weniger als sechs Kabinette wechselten sich in diesem kurzen Zeitraum ab. Eine planvolle Aufbaupolitik konnte nur in verschwindendem Maße betrieben werden. Daß es einer englischen Gesellschaft, der „Rafidain Oil Company“, zwischen 1934 und 1935 gelang, sich eine weitere Erdölkonzession im Irak zu sichern, die es ihr erlaubte, nach Erdöl östlich von Bagdad zu bohren, sei nur nebenbei erwähnt...

König Ghazi I. hatte in den von England geschürten innenpolitischen Auseinandersetzungen einen

schweren Stand. Wem konnte er volles Vertrauen schenken? Das war eine der entscheidendsten Fragen, die ihn beschäftigten. Immer stärker wurde des Königs Aufmerksamkeit auf einen General seiner Armee gelenkt, dessen militärische Fähigkeiten und menschliche Charaktereigenschaften ihm beim Volk Popularität, in der Armee Respekt und bei den Politikern Anerkennung eingetragen hatten. Es war dies Bekir Sidky, geboren 1890 in Kurdistan, wo sein Vater den Posten eines Gouverneurs innegehabt hatte.

Bekir Sidky begann seine militärische Laufbahn in der türkischen Armee. Er hatte an den Schlachten von Gallipoli teilgenommen, erfreute sich einer persönlichen Freundschaft Kemal Atatürks und war 1921 als Offizier in die irakische Armee eingetreten. Er verbrachte mehrere Jahre in Großbritannien, um militärische Studien zu treiben. Der „Times“ charakterisiert Bekir Sidky mit den Worten: „Bei allen militärischen Operationen, an denen er teilnahm, zeichnete er sich rasch aus durch sein militärisches Wissen, seine Intelligenz, seine Energie und seine Verantwortungsfreudigkeit.“

Ghazi I. ernannte 1936 Bekir Sidky zum Generalstabschef des Iraks und verlieh ihm den Titel eines Pascha. In dieser Stellung gelang es Bekir Sidky in überraschend kurzer Zeit, Ruhe und Ordnung im Lande herzustellen. Er merzte die Mißstände im Innern aus. Er sorgte dafür, daß die von England bestochenen Politiker den Irak verließen. Er begann die palästinensischen Araber in ihrem Kampf gegen England zu unterstützen. Er tat noch ein übriges: er baute zielstrebig die Wehrmacht des Iraks aus. Und da er nur für das Wohl seines Landes lebte, wurde er bald „Kemal Atatürk des Irak“ genannt.

Bekir Sidky war England mehr als unbequem. Er war weder bestechlich, noch konnte man ihm etwas vormachen. Es war nicht daran zu denken, die letzte Erdölkonzession, die der Irak noch zu vergeben hatte, zu erwerben, solange dieser Mann Ghazi I. bei seinen Bestrebungen, das Land in Ruhe und Ordnung zu halten, unterstützte. Was vielleicht aber noch schlimmer war: Bekir Sidky hatte ganz bestimmte Pläne, die Abhängigkeit des Iraks von England zu brechen. Er suchte eine stärkere Annäherung an die Türkei Kemal Paschas, wußte er doch, daß durch ein Abkommen mit der Türkei die Bevormundung des Iraks durch London ein Ende haben würde. Denn noch bestanden erhebliche Spannungen zwischen Ankara und Downing Street.

Es dürfte deshalb eine alarmierende Nachricht für England gewesen sein, als bekannt wurde, daß Bekir Sidky am 15. August 1937 nach Ankara fliegen wollte, um mit seinem alten Freund Kemal Atatürk ein entscheidendes außenpolitisches Abkommen vorzubereiten. Hatte man schon in London mit Mißvergnügen davon Kenntnis genommen, daß Bekir Sidky ausgerechnet eine junge Deutsche zur Frau nahm, so bedeutete diese Reise eine Gefahr für die englische Vormachtstellung im Irak, der mit allen Mitteln begegnet werden mußte ...

Man braucht wenig Phantasie, um sich vorzustellen, welche fieberhafte Tätigkeit der Secret Service entfaltet, um einen geeigneten Feind Bekir Sidkys zu finden, der sich zu einem Attentat auf den Generalstabschef des Iraks bereit fand. Er mußte in den Reihen jener Leute gesucht werden, die Bekir Sidky wegen ihrer Bestechlichkeit von ihren Posten entfernt hatte. Und er wurde gefunden ...

Am 12. August, vier Tage bevor die Reise nach Ankara angetreten werden sollte, wurde der Mordanschlag vollzogen. Von zwei Kugeln tödlich getroffen, starb Bekir Sidky, dessen einziges Lebensziel es gewesen war, den Irak von England frei und unabhängig zu machen ...

Wieder war König Ghazi I. allein. Die von Bekir Sidky vertriebenen englandhörigen Politiker kehrten zurück. Wieder begann das Intrigenspiel im Lande. Und wie seltsam: es verging knapp ein Jahr, da waren die völlig festgefahrenen Verhandlungen über die Erteilung der vierten und letzten Erdölkonzession, die der Irak zu vergeben hatte, so weit vorangetrieben, daß unter Beteiligung der „Iraq Petroleum Company“ und der „British Oil Development Company“ die „Bashra Petroleum Company“ gegründet werden konnte, die dann im November 1938 eine Konzession erwarb, für 75 Jahre im Süden und Südwesten des

Iraks Öl zu suchen und auszu-beuten. Damit war das irakische Erdölgebiet praktisch völlig aufgeteilt und fast ausschließlich in der Hand englischer Unternehmen...

Fürwahr, der Secret Service hatte gut gearbeitet.

Aber ausruhen auf seinen Lorbeeren konnte er nicht, solange noch König Ghazi I. lebte, der immer wieder Anstrengungen machte, den großen Leitgedanken seines Vaters zu folgen.

Von ihm wußte jedermann, daß er ein leidenschaftlicher Automobilist ist. Wenn ihm ein „Autounfall“ zustieße, dann wäre auch er... Am 1. April 1939 entdeckte der König, als er seinen Wagen starten wollte, daß alle vier Reifen ange-schnitten waren ... Er empfand dies als eine Warnung. Aber konnte es ihn hindern, vier Tage später das Auto wieder zu benutzen? Nein, es hinderte ihn nicht, mit dem Wagen eine Überlandfahrt anzutreten. Er sollte von dieser Fahrt nie mehr zurückkehren. Der Wagen überschlug sich an einer völlig über-sichtlichen Wegstrecke. Ein Attentat? Wer konnte es beweisen?

Das Volk aber mußte wissen, wer ihm den König geraubt hatte. Denn kaum wurde der mysteriöse Tod Ghazi I. im Lande bekannt, sammelten sich in allen Städten des Iraks die Menschen zu großen antibritischen Demonstrationen. In Mossul stürmte die Menge das englische Konsulat, setzte es in Brand und lynchte den britischen Konsul.

Die Antwort auf diese drei „Beseitigungen“ hervorragender Führer des Iraks war deutlich genug. Doch auch England hatte sein Ziel erreicht. Es hat mit „subtilen“ Machtmitteln durch-gesetzt, daß der gegen seine Interessen im Irak erwachsene Widerstand immer wieder gebrochen wurde.

Die Organisation des Secret Service

Eine derart umfassende und „gründliche“ Tätigkeit, wie sie vom Secret Service in allen Teilen der Welt entfaltet wird, muß gut organisiert werden. Sie ist nicht durch „Impro-isationen“ zu bewirken. Ein Generalstab muß sie leiten, und ein feingliedriges Netz von Außenstellen muß von einem derartigen Generalstab eingesetzt werden können. Es ist klar, daß man die Taten der einzelnen Agenten weitgehend vertuschen kann. Aber die ganze Organisation zu verbergen, das ist ein-fach unmöglich. Wer diese Überlegungen anstellt, wird sich fragen, ob nicht doch einiges gerade über diese Organisation offiziell bekannt wurde. Er wird sich dies vor allem deshalb fragen, weil manches, was im vorstehenden aufgezeigt wurde, durch die Bekanntgabe des Aufbaues und der Zielsetzung des Secret Service zwangsläufig erhärtet werden müßte.

Schlagen wir die Encyclopaedia Britannica, das Standard-Lexikon Großbritanniens, bei dem Stichwort „Secret Service“ auf, dann finden wir bereits einige beachtliche Hinweise darauf, wie das offizielle England die Organisation des Secret Service ansieht und angesehen wissen will.

„Der Secret Service liefert Nachrichten über alle An-gelegenheiten hinter der Front des Feindes und aus dem Inneren des Feindeslandes einschließlich Stärke und Unter-bringung der Reserven, rückwärtiger Verteidigungsanlagen und Verbindungswege, über innerpolitische Zustände in Feindesland und den Stand seiner Hilfsmittel an Menschen-kraft und Material. *Die Pflichten der offensiven Abteilung dieses Dienstes, der im allgemeinen den Namen ‚Secret Service‘ führt, sind gleichartig in Friedenszeiten wie im Kriege.* Im Kriege aber erhöht sich die Bedeutung seiner Arbeit und damit zugleich die Schwierigkeit und die Gefährlichkeit der Geheimagenten und Spione.

Agenten des Geheimdienstes arbeiten entweder an bestimmten Orten oder in bestimmten Missionen oder aber mit allgemeinen Vollmachten ohne örtliche Begrenzungen. Sie dringen in das Gebiet des Feindes ein, zumeist in der Ver-kleidung harmloser Neutraler, die mit allen nötigen Papierenausgerüstet sind.

Während der offenen Feindseligkeiten wendensie aber auch andere Mittel an, um durch die gegnerischenLinien hindurchzugelangen, indem sie mit einem Flugzeugoder einem Freiballon landen. Sie haben es sogar fertig-bekommen, die Grenzen zu überschreiten, auch wenn diesenit Wachtposten und elektrisch geladenen Drähten gesichertvaren.

Gefälschte Ausweise, Verkleidungen usw. können zu ihrerAusrüstung gehören. In der Praxis ist aber der unauffälligsteAgent der Secret Service der wertvollste. *Neuerdingswerden vielfach Emigranten mit diesen Missionenbetraut.* Im Kriege bedingt der britische Secret Service dieBeschäftigung vieler tausender Männer, Frauen und sogarKinder aus allen Gesellschaftsschichten und Berufen."

Diese offizielle englische Bekanntmachung enthält bereitseinige recht aufschlußreiche Hinweise. Sie zeigt uns, daß derSecret Service keineswegs nur eine Waffe zur *Verteidigung*Großbritanniens ist. Er besitzt eine „offensive Abteilung“.Das bedeutet nicht mehr und nicht weniger, als daß Falsch-meldung, Spionage, Sabotage, Bestechung und Mord vonEngland offensiv eingesetzt werden. — Sie zeigt uns weiter,daß die „Pflichten“ dieser offensiven Abteilung „gleichartig“sind „in Friedenszeiten wie im Kriege“. Das heißt praktisch,daß Großbritannien auch in Friedenszeiten den Secret Service als Kampfmittel einsetzt, also in diesen Zeiten einen perma-nenten Völkerrechtsbruch begeht, wie er mit solch zynischerOffenheit wohl noch niemals in der Geschichte zugegebenwurde. Und wenn wir heute von Sabotageakten auf deutschen,französischen und italienischen Schiffen lesen, die im tiefenFrieden durch den Secret Service angezettelt worden seinsollen, dann können wir nach dem obigen Eingeständnis nichtmehr zweifeln, daß hier tatsächlich eine „offensive Pflicht-erfüllung“ des britischen Geheimdienstes vorliegt.

Was aber erfahren wir durch die Encyclopaedia Britannicaweiter ?

Wir erfahren, daß im Secret Service nicht nur Engländer„kämpfen“. Es werden „Emigranten mit Missionen betraut“.Wer denkt heute nicht sofort an Otto Strasser? Und wer siehthier nicht einen neuen höchst offiziösen Beweis dafür, daßEngland stets, wenn es dies kann, andere die Kastanien ausdem Feuer holen läßt ?

Und wir erfahren schließlich, daß Großbritannien *Kinder*für sich kämpfen läßt. Tatsächlich: *Kinder*. Kann man hierzueigentlich überhaupt noch etwas sagen ?

Dem Franzosen Robert Boucard verdanken wir nähereAufklärung über die Gliederung und den rein technisch-organisatorischen Aufbau des britischen Geheimdienstes. Ergehört zu den wenigen, die wirklich sachlich aufschlußreicheDokumente über die Gliederung des Secret Service in derHand gehabt haben. Er veröffentlichte auf Grund des Studiumsdieser Dokumente sein Buch: „Ou dessous de l’espionnageanglais“. Es erschien erstmalig 1929, also zu einem Zeitpunkt,zu dem es weder Krieg noch ernste politische Spannungenzwischen England und Frankreich gab. Im Gegenteil: einobjektiv sachlicher Ton in der Auseinandersetzung dieserbeiden Völker herrschte. Seine Feststellungen sind deshalbnüchtern und weder von Sympathien noch Antipathiengetrübt.

Er schreibt über das Hauptquartier des Intelligence Service, dessen „offensive Abteilung“ der Secret Service ist:„Der Sitz des Intelligence Service, dieser furchtbaren Organi-sation, befindet sich im Herzen Londons. Am Anfang einergeräuschvollen Straße erhebt sich ein Haus mit imposanterFassade und makelloser Schlichtheit der Linien. Der Vorüber-gehende glaubt sich vor einem Ministerium zu befinden. Es ist tatsächlich eines der bedeutendsten Englands: das Hauptquartier des Intelligence Service. Man muß selbstverständlich ein reines Gewissen haben, um in das Allerheiligste der britischen Spionage vordringen zu können, das gegenwärtig die mächtigste Organisation dieser Art auf der ganzen Welt ist. Zahllose Beamte sind dort auf die Kontrolle des Weltalls ver teilt, und jedes Land hat da seine besondere Abteilung, dieunter der Oberaufsicht des Special Intelligence Departement,der zentralen

Auskunftsabteilung, steht. Hüten wir uns, einen Schrank oder eine Schublade zu öffnen. Überall befindet sich die Aufschrift: Geheim und vertraulich! öffnen verboten!

Der Intelligence Service gliedert seine Agenten in sechs Abteilungen:

1. Diplomatische Beamte;
2. Technische Beamte:
 - a) für das Heer,
 - b) für die Marine;
3. Bezirksspitzel;
4. Reisende Spitzel;
5. Beamte mit erweitertem Tätigkeitsfeld;
6. Kaufmännische Beamte.

Organisationsplan des Hauptquartiers

Chef des Intelligence Service — Stellv. Chef des Intelligence Service — Leiter der Auslandsangelegenheiten — Leiter der Kolonialangelegenheiten — Leiter der inneren Angelegenheiten — Nachrichtenabteilung — Militärattachés: Attaches für das Heer — Marineattachés: Attaches für die Admiralität — Konsuln: Attaches für den Handel — Agenten des internationalen Geheimdienstes (Secret Service): Attaches für das Finanzwesen; Attaches für das Justizwesen.

Spezial Intelligence Departement (Zentral-Archiv)

Chef des Kolonialdienstes — Chef der Indienabteilung.

Neben diesem festen Beamtenstab gibt es in Downing Street noch einen besonderen von gelegentlichen Informatoren, der sich in drei scheinbar untereinander verschiedene Gruppen teilt, die jedoch das gleiche Endziel haben, überall und mit allen Mitteln die Vorherrschaft des britischen Weltreichs zu sichern:

1. Die strategischen und diplomatischen Agenten, deren Aufgabe in Friedenszeiten nicht nur darin besteht, Erkundungen politischer und militärischer Natur einzuziehen, sondern, sofern nötig, *Aufstände zu entfesseln oder die äußeren und inneren Schutzmaßnahmen desjenigen Landes zu sabotieren, in dem sie tätig sind.*
2. Die taktischen Agenten, die nichts anderes sind als die in jedem Lande beglaubigten offiziellen Militär- und Marine-Attachés, die den Botschaften und Gesandtschaften angehören und vom Intelligence Service beauftragt sind, die militärische Lage ihres Gastlandes zu studieren und Downing Street über alle neuen Verfügungen, die für die nationale Verteidigung von Interesse sind, genau auf dem laufenden zu halten.
3. Die eigentlichen Spione, die die wohlklingende Bezeichnung ‚Kriegsinformatoren*‘ tragen und deren Forschungstätigkeit sich auf alle militärischen Fragen erstreckt..

Auch diese Mitteilungen Boucards über die Gliederung des Intelligence Service erscheint uns

außerordentlich aufschluß-reich. Die Aufstellung der sechs Abteilungen beweist uns, daß England außer dem in allen Ländern üblichen Spionagedienst-Abteilungen unterhält, die *zusätzliche* Aufgaben zu erfüllen haben. Es sind das die Abteilungen 5 und 6. Wobei unter 6 innerster Linie die Wirtschaftsspionage fällt. Was aber die unter 5 erwähnten „Beamten mit erweitertem Tätigkeitsfeld“ zu organisieren haben, das sahen wir deutlich genug in diesem Buch...

Das gleiche finden wir durch den „Organisationsplan des Hauptquartiers“ bestätigt. Auch er beweist uns, daß neben der regulären Militärspionage und der Nachrichtenabteilung die „Agenten des internationalen Geheimdienstes“ ein Eigen-leben führen und einer besonderen Abteilung unterstehen. Nicht ohne Pikanterie erscheint es uns, daß gerade der Secret Service über besondere „Attaches für das Justizwesen“ verfügt. Ihre Aufgabe ist es wohl, stets zu untersuchen, wie weit ein Sabotageakt oder ein Attentat ohne „juristische Folgen“ in einem Lande angestiftet werden kann, wie Gesetze zu umgehen sind und wie die einzelnen Agenten über das Völker-rechtswidrige ihres Handelns beruhigt werden können ..

Bemerkenswert ist schließlich, daß Boucard den in der Encyclopaedia Britannica zart mit „offensiver Tätigkeit“ umschriebenen Dienst der „strategischen und diplomatischen Agenten“ weit eindeutiger klarstellt. Ihre Aufgabe ist es, Aufstände zu entfesseln und Sabotageakte durchzuführen... und das alles natürlich auch in *Friedenszeiten*.

Die Gegenrechnung ist aufgegangen.

Über die Männer, die an der Spitze dieser Spionageorganisation stehen, weiß man natürlich nur wenig. Sie werden begreiflicherweise nicht im „Who is Who?“ der Welt bekanntgegeben. Und es ist interessant, daß trotzdem der oder jener Name durchsickerte, dies immer aber nur von Leuten, welche den „legalen“ Spionageabteilungen vorstehen, nie aber von Leuten, welche den Mord und Totschlag organisieren. Diese werden mit allen Mitteln totgeschwiegen. Im Jahre 1939 unterstand die Militärspionageabteilung dem Obersten Sir George Waidegrave Kell. Ihm stehen für die verschiedenen Gliederungen Marine, Heer und Luftwaffe zur Seite Admiral *God-frey*, Oberstleutnant *Buss* und Generalmajor *Pownall*. In der Nachrichtenabteilung finden wir Sir George K. *Cockerill*. Die Chiffrierabteilung wird von Sir Alfred *Ewing* und die Bildfälscherstelle von dem Juden *Rosenblum* geleitet.

Selbstverständlich muß der britische Geheimdienst über enorme Geldmittel verfügen können. Den offiziellen Etat, über den keine Rechnungslegung verlangt wird, gibt der Finanz-sekretär des Schatzamtes von Fall zu Fall bekannt. Er betrug:

1913	47000 £
1923	169000 £
1933	179000 £
1938	417000 £

Am 18. Juli 1939 brachten die Londoner Zeitungen an ver-steckter Stelle eine wenig beachtete Notiz: „Die Betriebs-kosten des britischen Secret Service betragen im gegenwärtigen Haushaltsjahr 700000 £, ein bisher nie erreichter Rekord. Das wurde heute bekannt, als der Voranschlag der Nachtrags-forderung in Höhe von 200000 £ herausgegeben wurde. Für die Erhöhung, die die Ausgaben für den Secret Service um 40% gegenüber der ursprünglichen Summe von 500000 £ steigerte, wurde *keine Erklärung gegeben*.“

Im Jahre 1913, dem Jahr vor dem Weltkrieg, gab der Secret Service 47000 £ aus oder etwa ein Fünfzehntel seiner gegenwärtigen Ausgaben.“

Nun handelt es sich hier nur um die *offiziellen* Zahlen. Sie sind als Größenordnung überhaupt nicht zu werten. Sie sind nur insofern interessant, als sie uns zeigen, daß man auch offiziell nicht verschweigen kann, wie sehr die Bedeutung des Secret Service in den letzten zwanzig Jahren gewachsen ist. Sie sind für jeden Deutschen besonders interessant, weil das „Kriegsbudget“ des Secret Service bereits am 18. Juli veröffentlicht wurde, was aufzeigt, daß England bereits zu diesem Zeitpunkt fest zum Kriege entschlossen war.

Über die wirklich dem Secret Service zur Verfügung stehenden Summen kann man sich kaum eine Vorstellung machen. Einen gewissen Anhaltspunkt bietet die Summe von 23 Millionen Pfund. Es wurde nämlich bekannt, daß diese Summe allein von der Militärabteilung für Spionagezwecke und Spionageabwehr im vergangenen Jahr ausgegeben wurde. Wenn man diese Summe mit der Zahl der wichtigen Abteilungen multipliziert, wird man ungefähr dahin kommen, was an Geheimmitteln dem gesamten „Intelligence Service“ zur Verfügung steht.

Mit einer solchen Summe läßt sich schon allerhand anfangen ...

Aus all dem Gesagten ersehen wir, daß die Organisation des Secret Service eine nicht zu unterschätzende Macht darstellt. Sie ist eine Waffe, deren Durchschlagskraft niemals gering gewertet werden darf. Ihre Hauptstärke aber war bis jetzt, daß man ihre Bedeutung in der Welt nicht voll erfaßte. Man kannte zu wenig ihre Arbeitsmethoden und das wechselnde Gesicht, mit dem sie uns entgegentrat. Viel von ihrer Wirksamkeit wird sie aber sofort verlieren, wenn man sie kennt, wenn man sie mit ins Kalkül zieht, wenn man geeignete Abwehrwaffen schmiedet. Es ist so wie mit den ersten Tanks. Sie haben uns erschreckt, solange wir nicht wußten, was für Dinger, was für monströse Ungeheuer plötzlich vor uns auftauchten. Nachdem wir sie kannten, haben wir auch Mittel und Wege gefunden, ihre Offensivkraft zu brechen. Und genauso wird es mit dem Secret Service sein. Die Aushebung der mitteleuropäischen Zentralstelle, die Anfang November 1939 in Holland erfolgte, ist ein deutlicher Beweis hierfür.

Je weiter der Kreis der Menschen und Länder gezogen wird, der Kenntnis von der Arbeit des Secret Service erhält, desto mehr wird es verhindert werden können, daß er seine Spuren verwischt, desto mehr werden seine Anschläge entdeckt und unwirksam gemacht werden.

Deutschland ist durch das Attentat von München alarmiert. Möge dieser Alarm auch die übrige Welt wachrütteln. Sie wird dann nicht nur den Kampf mit dem Secret Service aufnehmen können, sondern auch die letzten Illusionen über die „Moral“ der britischen Kampfmethoden und die Moral der britischen Gewaltpolitik schlechthin verlieren.



**Hundreds of books
Translated from the
Third Reich originals!**

**RJG Enterprises Inc.
PO Box 6424
Lincoln NE 68506 USA
www.third-reich-books.com**